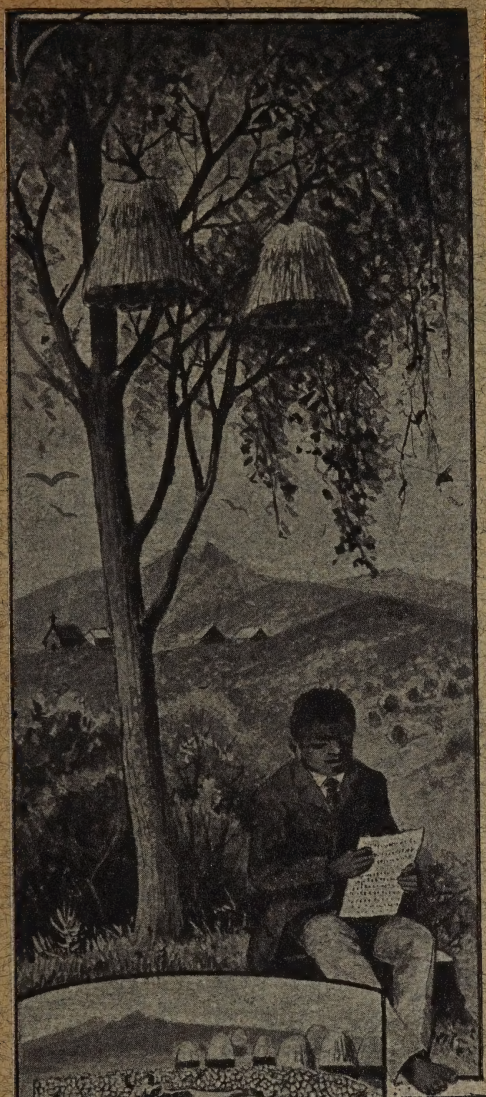
Am. Africa, South - Pauli, E.
212
S. Afr. Caffraria - Missions



Vom Tode zum Leben

Erlebnisse unter den Sulukaffern in Natal

von

E. Pauli Missionar aus Hoffental in Natal

Vom Tode zum Leben.

Erlebnisse unter den Zulukaffern in Natal

von

E. Pauli,

Missionar aus Hoffenthal in Natal.

Berlin 1906.

Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft.

Kirche. J. Posselt's Grab. Missionarshaus. Pferdestall.

Missionsstation Hoffenthal.

I. Wie die Sulus im Schatten des Todes sitzen.

Aus der Berliner Mission in dem schönen, wegen seiner Fruchtbarkeit „die Gartenkolonie" genannten Ländchen Natal in Süd-Afrika stammen die folgenden Mitteilungen. Ich habe dort acht Jahre auf zwei mitten in großen Kafferlokationen unter den Drakensbergen gelegenen Missionsstationen als Missionar gearbeitet und das Denken und Treiben der Kaffern dabei kennen gelernt. Die missionarische Arbeit ist zwar unter jenen Schwarzen nicht leicht; sagte mir doch selbst ein weißer Natal-Polizist von ihnen: „Diese Leute sind sehr gottlos". — Aber dennoch bin ich freudig bewegt bei dem Gedanken, im Laufe dieses Jahres von meiner Urlaubsreise nach Deutschland wieder nach Natal zurückkehren zu können, und ich hoffe, daß meine nachfolgende Erzählung bei dem Leser das Verständnis für diese Freude an der Missionsarbeit in jenem Lande wecken wird.

Die in Natal lebenden Kaffernstämme gehören zu dem Volke der Sulus, mit dem sie die Sprache gemeinsam haben und früher unter den Sulukönigen Tyakka und Dingane zu einer Nation verbunden waren. Seit 1845 ist Natal englische Kolonie. Es ist bemerkenswert, wie viel langsamer das Evangelium sich unter diesen Kaffern Bahn gebrochen hat als unter den benachbarten Bassutho und Betschuanen. Nicht, als ob die Sulus schlechter als jene wären! Sie sind ein urwüchsiges, kräftiges Volk, das sich unter der milden englischen Herrschaft seine ursprüngliche patriarchalische Einteilung in viele kleine Stämme und seine väterlichen Sitten besser bewahrt hat als die meisten anderen südafrikanischen Völker. Die Sulus sind auch die tapfersten Leute unter den Schwarzen, fürchten weder Schmerzen noch Todesgefahr und verachten die Feiglinge. Ehe ich nach Natal

kam, lernte ich einen Sulujüngling in dem nördlich von Transvaal gelegenen Maschonaland kennen, wo ich 1½ Jahre bei Missionar Reitz auf der Missionsstation Tshive war. Schon dieser Jüngling zeigte die beiden Seiten des Sulucharakters deutlich. Nach Gottes Wort hatte er wenig Verlangen, aber sein Mut war groß. Als einst der Tukwefluß, der uns von unserer Poststation Viktoria trennte, im Sommer hoch angeschwollen war, sodaß die im Lande lebenden Vakaranga sich fürchteten, ihn zu durchschwimmen, war der Sulu allein mutig genug, den gefährlichen Weg zurückzulegen.

So sind leider die Sulus im Gefühl ihrer leiblichen Kraft und Gewandtheit träge und ohne Verständnis für geistige oder gar geistliche Arbeit. Viel Vieh, Pferde, Hunde, Waffen, viele Weiber, die ihn als ihren Herrn ehren, Kindersegen, gute Aecker, Bier und Fleisch — das ist es, woran sich der Sulu genügen läßt. Um dieses fleischliche Paradies zu erlangen und zu behaupten, räumt er kaltblütig unter seinen schwächeren Nachbarn auf, wie die vielen Kriegszüge der Sulukaffern beweisen. Darum haben die Sulus nun das fruchtbarste Land in Süd-Afrika inne und sind nur neidisch auf die stärkeren Weißen, die ihnen die besten Stücke ihres Landes genommen haben und sie immer mehr einengen. Als mich auf der Missionsstation Emangweni, auf der ich zuerst in Natal vier Jahre gearbeitet habe, ein alter vornehmer Kaffer, der ehemalige Regent des Stammes, besuchte, klopfte er mit seinem Stabe auf die Erde und sagte: „Meine Erde!" — Er war darauf neidisch, daß die Station gerade auf einer der fruchtbarsten Stellen des Landes angelegt war. Als Frevler erscheint den Sulus nur der, welcher die väterlichen Sitten verachtet und die Annehmlichkeiten ihres Daseins stört. Wer aus ihren Feldern stiehlt, ihr Vieh „bezaubert", ihre Frauen ihnen abspenstig macht, ihrem Häuptling nicht gehorcht, ist ein Sünder. Aber auch wer das Leben nicht mit ihnen genießen will, wer nicht mit ihnen von einem Biergelage und Tanz zum andern läuft, wer nicht den Leidenschaften ihres Häupt-

lings schmeicheln und ihn als Gott ehren, wer nicht viele Weiber nehmen will und nicht in ihren bösen, unzüchtigen Wandel willigt, gilt als Sünder oder doch Schwachkopf. „Ba namansi enchloko", sie haben Wasser im Kopfe, sagen sie von den Christen, um deren Torheit zu kennzeichnen.

Infolge dieser materialistischen Lebensauffassung der Sulukaffern, die nur den Genuß der diesseitigen Welt lieben und schließlich das Leben, wenn es sein muß, ohne viel Skrupel verlassen, sind auch ihre religiösen Vorstellungen sehr schwach. Sie gelten mehr der Abwehr leiblicher Uebel, und von Erhebung zu überirdischen Sphären, von einer Vorstellung von Gottes Größe oder Gericht ist bei ihnen kaum die Rede. Nur unklar ahnen sie eine Vergeltung in der zukünftigen Welt. Davon sagte mir einmal ein alter Heide bei Hoffenthal: „Auch wir wissen, daß es zwei Wege gibt; einen, der nach oben führt und einen nach unten. Und wenn jemand stirbt, ohne seine Kinder ermahnt zu haben, so wissen wir, daß es nicht gut mit ihm steht." —

Bei so wenig Sinn für das Unsichtbare dauert es dann lange, ehe Gottes Wort sich unter den Sulus Bahn bricht, und häufte sich nicht auch bei ihnen mitunter Unglück auf Unglück, daß sie mit ihren gewöhnlichen Vorstellungen nicht auskommen, so würde ihnen Gottes Wort noch schwerer eingehen, denn durch Gottes Güte lassen sie sich nur selten zur Buße leiten. Ich habe oft unter ihnen an den alten Prediger denken müssen, von dem erzählt wird, daß er sich eine Kanzel aus Totengebeinen wünschte, um seiner Predigt mehr Nachdruck zu verleihen. Dieser Prediger hätte unter die Sulukaffer gepaßt, denn gern sterben auch sie trotz ihres Todesmutes nicht. „Ukusa kuyinkoossi", der Tod ist König, sagen sie von dem unüberwindbaren Tode. Darum dienen ihre religiösen Gebräuche hauptsächlich dazu, Krankheit und Tod abzuwehren, damit sie nach möglichst langem und genußreichem Leben endlich zu ihren Vätern eingehen können.

Die Verstorbenen sind auch die Götter der Sulus, denn ihre Religion, soweit man es so bezeichnen kann, ist Ahnendienst. Zwar wissen sie auch von einem Schöpfer Himmels und der Erde. Sie nennen ihn Unkulunkulu oder Umvelinganga. Vom Letzteren sagt mir ein alter Onkel des Häuptlings Uncwadi bei Hoffenthal, daß die Sulus vor der Ankunft der Missionare oft von ihm geredet hätten, als dem, der alles geschaffen habe, daß sie ihn aber nun aus Haß gegen die Weißen und ihre Lehren verleugneten. Das kann sein, denn die stolzen Sulus reden nie gern von ihren religiösen Vorstellungen zu den Weißen, weil sie wohl fühlen, wie unvollkommen dieselben gegen die Religion der Weißen sind. Die Vorstellung der Sulus von Gott ist aber eine sehr verfinsterte. Sie haben, wie alle Heiden, Geschöpf und Schöpfer nicht auseinanderhalten können, halten ihren Unkulunkulu auch für ihren Stammvater, sodaß sie ihn eigentlich zu ihren verstorbenen Ahnen zählen, deren Dienst sie sich ergeben haben. Die Anrufung der Vorfahren entspricht ganz dem engen Gesichtskreis der Sulukaffern und ihrem Hochmut. Sie nennen sich ja auch mit ihrem Sammelnamen nicht Kaffern, welches Wort nur ein arabisches Schimpfwort (Ungläubiger) ist, sondern abantu (Menschen). Jeder einzelne Stamm der Sulukaffern dient wieder hauptsächlich den Geistern des eigenen Stammes, deren größte die Geister der verstorbenen Häuptlinge sind. Diese Geister sollen sie gegen feindliche Mächte und böse Geister, die Uebles bringen, schützen. Dabei läuft der Ahnendienst auf eine Verehrung der verstorbenen Eltern oder höchstens Großeltern hinaus, denn die früheren Generationen werden bei ihrer Unkenntnis der Schreibkunst bald vergessen. Die Amangwane bei Hoffenthal riefen zum Schwur oder zur Beteuerung den Namen ihres verstorbenen Häuptlings Sikale an. Bei dem heidnischen Neujahrsfeste versammelt sich jeder einzelne Stamm im Januar, wenn die ersten Feldfrüchte — Mais und Kürbis — genießbar werden, bei seinem Häuptlinge und bezeugt den Ahnengeistern seine Verehrung. Der Häupt-

ling bringt dann feierlich vor dem Volke den amadjlosi (Ahnengeister) die ersten Feldfrüchte dar. Es würde gottlos sein, vor diesem Feste von den neuen Feldfrüchten zu essen. Das bringt die Christen in schwierige Lage, weil sie sich um diese Feier nicht kümmern dürfen. Außer diesem Feste gedenkt man der amadjlosi fast nur in bösen Tagen. Da nehmen die Sulus zu ihnen ihre Zuflucht, indem sie dieselben mit Hilfe der Zauberdoktoren oder isinyanga befragen. Diese Leute bilden einen eigenen Stand, und unter ihnen befinden sich Hellseher, die den Verkehr mit den Geistern vermitteln sollen.

In dürren Zeiten machen die Zauberdoktoren den Regen. Oft geben sich dazu sogar die Häuptlinge her. Die Leute von Emangweni gingen oft zu dem Häuptling Uncwadi bei Hoffenthal, der für den größten Regenmacher der Gegend galt. Das brachte diesem Häuptling viel ein, da die Bitte um Regen stets von etwas Vieh begleitet sein mußte. Als Uncwadi starb, übernahm ein Zauberdoktor seine Stelle, wurde aber angezeigt und von der Polizei bestraft, da diese Kunst verboten ist und nur heimlich getrieben werden kann. Auch nach Todesfällen und Blitzschlag müssen die Hütten der Heiden durch die Zauberdoktoren gereinigt werden, um die erzürnten Geister zu versöhnen. Besonders ist die Kunst der isinyanga in Krankheitsfällen gesucht, da sie auch etwas Arzneimittelkenntnis haben. Daran knüpft sich wieder viel Aberglaube. Nach dem Glauben der Kaffern rühren die meisten Krankheiten von Zauberei her. So fragte mich ein Heidenmädchen in Emangweni, ob es denn wahr sei, daß auf der Missionsstation ein Kind lebe, das den bösen Blick habe, so daß die Kinder, die mit ihm umgingen, Krämpfe bekämen. Aus solcher Furcht bindet man schon den kleinen Kindern Amulette um, durch deren Verkauf die Zauberdoktoren viel verdienen. Ein bei Hoffenthal wohnender Christ zeigte mir einige Mimosen, die er bei seinem Hause groß gezogen hatte — es ist dort wenig Wald — und sagte: „Was sagten früher die Heiden, wenn

jemand einen Baum pflanzte und groß zog?" — Sie sagten: „Das ist ein Zauberer, laßt uns ihn töten, denn er wird uns mit seiner Klugheit bezaubern." — Wenn in Krankheitsfällen das Leiden sich nicht gleich bessert, ja mitunter gleich zu Beginn der Krankheit, wird der Zauberdoktor gerufen, um den Zaubergegenstand herauszubringen, den ein vermeintlicher Zauberer den Kranken in den Leib gehext haben soll. Einer meiner Arbeitsburschen in Hoffenthal, der Sohn eines Heiden, erkrankte an Influenza. Ich behandelte ihn, bis es wieder besser mit ihm wurde. Die öfter gesandte Botschaft des Vaters, den Jungen nach Hause zu schicken, wies ich damit zurück, daß derselbe noch nicht laufen könne. Schließlich kam der Vater selbst und nötigte mich, den Jungen zu ihm gehen zu lassen. Am anderen Tage kommt der Vater freudestrahlend und erzählt mir, sein Sohn sei wieder gesund. Der Doktor habe die Schlange, die ein Zauberer seinem Sohne des Nachts in meinem Hause in den Magen hineingehext habe, glücklich herausgebracht; er habe selbst die Knochen der Schlange gesehen, die durch ein Abführmittel herausgekommen seien. Die ärztliche Behandlung durch die Zauberdoktoren ist oft töricht und für die Kranken gefährlich. So werden masernkranke Kinder mit Erde bestrichen, um den Ausschlag zu vertreiben. Auch durch zu große Dosen von Brech- und Abführmitteln, die bei den Kaffern sehr beliebt sind, werden mitunter Kranke getötet. Die Zauberdoktoren arbeiten auch mit Giften. Vor einigen Jahren wurde ganz Natal in Aufregung versetzt, weil ein einsam wohnender englischer Farmer Nachts von Kaffern ermordet worden war, die aus Stücken seines Leibes Medizin machen wollten. Die Unholde wurden entdeckt und öffentlich gehängt.

Die Zauberdoktoren rufen manche Krankheiten selbst hervor, wenn sie mit dem Verkauf von Giften Geld verdienen können. Besonders in Emangweni kauften oft junge Kaffern sich bei ihnen Medizinen und schütteten sie den jungen Mädchen in ihre Speise oder Bier, um sie dadurch zu be-

töten. Die Unglücklichen fielen dadurch in Krämpfe und waren davon oft zeitlebens krank. Ein junges christliches Mädchen wurde durch solche Künste wahnsinnig, so daß sie in eine Anstalt gebracht werden mußte. Der Häuptling Umewadi bei Hoffenthal duldete solche Vergehungen nicht, so daß es damit in seinem Lande besser bestellt war.

Beim Tode eines jeden vornehmen Mannes, aber auch bei gewöhnlichen Leuten, die unter irgendwie verdächtigen Umständen sterben, sind die Zauberdoktoren bald am Werke, um durch Befragen der amadjlosi oder durch die Würfel den Zauberer ausfindig zu machen, der den Kranken umgebracht hat. Die Kaffern nehmen es den Weißen sehr übel, daß sie es verboten haben, solche „Zauberer" nach alter Sitte durch Martern zum Geständnis ihrer Schuld zu bringen und zu töten. Das sagte mir, als der Häuptling Umewadi gestorben war, eine vornehme Heidenfrau mit den Worten: „Das Land ist verfault, denn die Weißen wehren uns die Zauberer umzubringen." — Die ganze Friedlosigkeit eines Heidenherzens, das nichts kennt, als den Genuß dieses Lebens, spricht aus diesen Worten. Denn Selbstsucht regiert unter den Kaffern, die unbarmherzig jeden beseitigen, der sie nach ihrem Glauben am Genusse des Lebens hindert. Sie sagen selbst von sich: „abantu aba nomrau", die Schwarzen haben keine Barmherzigkeit, und wehe dem, der als Zauberer verdächtigt wurde, als sie noch selbst im Lande regierten; er mußte die Wahrheit dieses Sprichworts an seinem Leibe erfahren. Gegen einen vom Zauberdoktor entlarvten Zauberer und dessen Familie kennen die Kaffern kein Erbarmen, und wieder und wieder haben die Zauberdoktoren selbst die Weißen für Zauberer erklärt, weil sie die vor ihrer Rache geflohenen angeblichen Zauberer bei sich aufnahmen. Daher schon kommt ein tiefer Gegensatz zwischen Schwarzen und Weißen. Wir hatten einen alten Buren in der Nähe von Emangweni, der, obgleich sonst ein freundlicher Mann, mitunter recht hart gegen seine Dienstkaffern sein konnte. Das war immer der Fall, wenn

er seine alte Bibel ansah und daran dachte, daß seine alte Mutter einst in einem Kaffernkriege hinterrücks beim Bibellesen von einem Kaffern durch den Hals gestochen worden war, so daß ihr Blut auf die Bibel floß. — Wer kann es den Buren verdenken, wenn sie durch den Verkehr mit den in Zauberei und Giftmischerei steckenden grausamen Heidenkaffern auch hart gegen diese wurden und sich für das erwählte Volk Gottes hielten, das solche Leute vertreiben müsse, die Gott ein Greuel sind.

Aber es ist mit dem Eifer des Gesetzes nicht getan, die Kaffern müssen selbst einsehen lernen, daß ihr Aberglaube töricht ist. Erst die Christen, die Gottes Geist in sich aufnehmen, sind dazu fähig. Freilich macht es auch bei ihnen Mühe, den tiefgewurzelten Aberglauben aus ihren Herzen auszurotten. Ja, es kommt vor, daß sich Christen wieder in Ausübung heidnischer Zauberei verflechten lassen. Auf Emangweni erregte ein Christ dadurch der Gemeinde Ärgernis, denn er ging soweit, bei dem schnellen Tode zweier Kinder ganz nach Heidenweise seinen Bruder des Mordes durch Zauberei zu beschuldigen, ja er forderte ihn sogar auf, mit ihm zum Zauberdoktor zu gehen, um sich von dem Verdacht zu reinigen. Dieser Mann war noch so abergläubisch, daß er jedesmal, wenn seine Sache von mir und den Gemeindevorstehern verhandelt wurde, nach heidnischer Sitte Medizin unter die Zunge nahm, um mich dadurch zu überlisten.

Es war mir ein Trost, den Unwillen der übrigen Christen über das Tun dieses Mannes zu sehen. Es ist ja bei Ausübung der Kirchenzucht in einer jungen heidenchristlichen Gemeinde nötig, daß dieselbe nicht nur von seiten der Missionare geübt wird, sondern daß die Christen sie selbst fordern.

Man sieht aus allem, was ich erzählt habe, daß auch bei den Kaffern Religion und Sittlichkeit nicht zu trennen sind. Man kann ihre Ahnenverehrung und ihre väterlichen Sitten, nach denen ihre Sittlichkeit bemessen ist, nicht scheiden.

Auch ihr Zauberciaberglaube hängt mit dem Gedanken an böse Geister zusammen. So wird denn jeder, der an ihrem Aberglauben und Geisterverehrung rüttelt, sei es auch nur aus besserer Ueberzeugung, zu einem Gottlosen, der von der Weise der Väter abgefallen ist und mit bösen Geistern im Bunde steht. Die Christen müssen es sich infolgedessen gefallen lassen, Abgefallene oder gar von bösen Geistern Besessene genannt zu werden. Darum zeigte ein vorsichtiger Heide, dessen Sohn von mir getauft worden war, aus Furcht vor dem Zorne des Häuptlings Uncwadi diesem den Uebertritt seines Sohnes zum Christentum mit den Worten an: „Mein Sohn ist gestorben."

Jedoch bricht sich die Erkenntnis des wahren Gottes auch unter den Sulukaffern durch die lange geübte Predigt des Evangeliums immer mehr Bahn und überwindet ihre bisherige enge, liebloſe und törichte Weltanschauung, und durch die höhere Moral des Christentums werden die Sulus selbst in ihrem Wahn erschüttert, in den Sitten ihrer Väter gerecht zu sein. Dies zeigte mir einmal eine Unterredung mit Tabane, dem Regenten des Amangwanestammes nach Uncwadis Tode. Dieser Mann, der doch soviel Verlangen nach etwas Besserem hatte, daß er zwei seiner Söhne zur Schule schickte, besuchte an einem Weihnachtsfeste die Kirche in Hoffenthal. Als ich ihn nachher in meinem Hause auf die Freude der Christen über die Geburt des Sünderheilands hinwies, der gekommen sei, das Verlorene zu suchen und selig zu machen, meinte Tabane jedoch stolz: „Ich habe ein reines Herz und werde nicht von meinem Herzen getadelt. Die Leute, welche von ihren Herzen getadelt werden, sind verderbt, und ich glaube nicht, daß sie wieder ein gutes Herz bekommen können." — Da antwortete ihm meine Frau: „Wenn du so gerecht bist, warum predigst du denn nicht selbst Gottes Wort?" — Da sagte der Häuptling leise: „Ach, Missis, mein Herz ist ja doch schmutzig!" — Das war für diesen Mann ein großes Wort.

Außer den Zauberern fürchten die Kaffern auch

Gespenster. Einst ritt ich mit einem Heidenjungen über den Berg vor der Missionsstation Emangweni. Es war Abend und unten im Sumpf sahen wir ein Irrlicht. Ich fragte den Jungen, was das sei. Da sagte er: „Das ist ein Gespenst; wer das sieht, wird stumm.“ — Er erzählte mir dann, daß Zauberer die Toten des Nachts aus ihren Gräbern holten, ihnen glühende Nägel durch die Stirn stächen und sie so wieder lebendig machten, so daß sie umher gehen könnten. Auf der anderen Seite des Flusses, der durch Emangweni fließt, sei ein Knabe des Abends solchem Gespenst begegnet und davon stumm geworden.

Es ist klar, daß die Kaffern wegen ihres Aberglaubens und der Furcht vor Zauberern kein Vertrauen untereinander haben können. Darum ist die Lüge für sie keine Sünde, sondern nur ein Mittel, um sich vor Nachstellungen und Verleumdungen anderer zu schützen. Von den alten Zeiten her, in denen viele Unschuldige als angebliche Zauberer ihr Leben lassen mußten, wenn sie es nicht verstanden, sich herauszulügen, ist den Kaffern die Lüge in Fleisch und Blut übergegangen. Schon von den Kindern kann man das Wort: „unamanga“ Du lügst, fortwährend hören. Als der Häuptling Uzibamu in Emangweni einmal bei mir in der Kirche war — ich war noch nicht lange dort — lachte er während meiner Predigt. Als ich ihn nachher fragte, warum er gelacht habe, sagte er: „Ich mußte lachen, weil du von Lügen redetest. Du weißt also auch schon, daß die Kaffern lügen.“

Unter so abergläubischen lügenhaften Heiden, die sich stets besinnen, ob es auch vorteilhaft für sie sei, die Wahrheit zu sagen und die oft auch ohne Not lügen, lernt ein Missionar die Macht des Teufels, des Mörders und Lügners von Anfang kennen, und es nimmt ihn nicht Wunder, daß die armen verfinsterten Heiden kein anderes Vergnügen, als die Lust der Welt kennen. Die Weltlust genießen die Sulus in vollen Zügen, und dazu dienen vor allem die Biergelage. Die Engländer haben freilich den Verkauf von Branntwein und europäischem Bier an die Sulus verboten, denn die-

selben würden das letzte Stück Vieh verkaufen, um das scharfe Getränk zu erhalten, und Verarmung und Unzufriedenheit unter den Kaffern würde die Folge sein.

Den Heiden leuchtet der vernünftige Grund des Branntweinverbots nicht ein, und sie sagen: „Im Branntwein ist die Kraft der Weißen (amandchla abelungu), sie wollen nicht, daß wir durch den Branntwein klug werden sollen." — Die heidnischen Kaffern glauben ja alles durch Medizin erwerben zu können: Kraft, Mut, Klugheit, die Liebe eines Jünglings oder Mädchens, Ueberredungskunst. Darum glauben sie, daß der verbotene Branntwein die Klugheitsmedizin der Weißen enthalte. Die beiden Häuptlinge in Emangweni und Hoffenthal, Uzibamu und Unewadi, fanden denn auch Mittel, das Gesetz zu übertreten und heimlich Branntwein zu bekommen. Uzibamu hatte dadurch, obgleich er erst 23 Jahre alt war, als ich ihn kennen lernte, schon Säuferwahnsinn gehabt. Er vertrank allmählich all sein Eigentum, sein Vieh, Pferde und Wagen, sodaß seine Leute sogar für ihn Trinkschulden bezahlen mußten. Schließlich mußte er selbst mit seinen Weibern im Sommer seine Felder von Unkraut reinigen, weil er kein Stück Vieh mehr für seine Untertanen zum Schlachten, keinen Sack Kafferkorn zur Bereitung von Bier hatte, und ohne diese Genüsse reinigen die Kaffern auch ihrem Häuptling nicht die Felder. Als einst ein Christ meiner Gemeinde bei ihm war, hatte Uzibamu eine Flasche deutsches Bier, das dort recht teuer ist, in der Hand und trank es vor den Augen des Christen aus, indem er sagte: „Meinst du, daß ich das Gesetz der Weißen fürchte? Da sieh!" — Unewadi war in seiner Jugend nicht besser und trank solange von der „Kraft der Weißen", bis er die Schwindsucht hatte. Als er einen Blutsturz bekam, schlug er in sich und trank auf den Rat eines weißen Arztes ein ganzes Jahr lang Milch, war auch später mäßiger als in seiner Jugend, so daß er noch länger lebte.

Die Kaffern haben jedoch auch ohne Einfuhr europäischer Getränke genug zu trinken. Sie bereiten sich eine

Sorte Bier aus dem sogenannten Kafferkorn, einer Art Hirse mit hanfkorngroßen Früchten, die sich für das afrikanische Klima sehr eignet und mannshoch wird. Die Sulus nennen dieses Korn zärtlich genug amabele (Brüste), denn das Bier soll für sie die Milch sein, die sie stark macht. Sie bereiten aus dem amabele manche Speisen. So mahlen sie eine dicke Grütze davon, kochen sie und vermengen sie mit saurer Milch, ein sehr gesundes kräftiges Nahrungsmittel. Oder sie säuern die Grütze — die Buren nennen das zuurpappe (saurer Brei) — wodurch sie besonders für Kinder leicht verdaulich wird. Die Männer und Jünglinge aber trinken mit Vorliebe das aus dem amabele bereitete Bier. Dasselbe ist kurz nach seiner Herstellung wenig berauschend, aber nach wenigen Tagen ist es sehr stark, und dann erst lieben es die Kaffern, die es „das Essen der Männer" nennen. „Wo gibt es heute Bier?" so fragen die Kaffern schon am Morgen, (u pi utschwala namchla?) und fort eilen sie, zu Fuß oder zu Roß, dahin, wo der ersehnte Labetrunk ihnen winkt. Freilich gibt es auch bei ihnen nichts umsonst. Das Bier ist die Bezahlung für die Arbeiten in Haus und Garten, die vorher gemacht werden müssen, ehe es an den Biertopf geht. Wer eine Hütte bauen, ein Feld abernten, sein Korn ausdreschen will, muß einige riesengroße Töpfe Bier kochen, und dafür helfen alle Nachbarn und Bekannten bei der Arbeit, um sich nachher beim Biertopf gütlich zu tun. Kommt dann der Kaffer abends vom Trinkgelage nach Hause, so schmeckt ihm oft der issidjingi (Maisbrei mit angekochtem Gemüse) nicht, den seine Frauen oder Töchter zubereitet haben, und er verlangt nach Fleisch. Findet er nichts zu Hause — denn viele Kaffern sind recht arm an Vieh — so stiehlt er mitunter ein Huhn oder eine Ziege. Das lernen dann auch die Söhne vom Vater und bestehlen ihn oder andere gleichfalls. Sie schlachten ein Lamm oder eine Ziege auf der Weide, kommen heulend nach Hause und lügen den Eltern vor, das Tier sei verloren gegangen oder vom Panther oder einem Adler geholt.

Das Bier geht dem Kaffern über alles, da er bei demselben alle Sorgen vergißt. Einst war ich bei dem Häuptling Uzibamu, da kamen Heuschrecken — in Natal zum Glück eine Seltenheit — und setzten sich in die grünenden Kaffernkorfelder. „Sie wollen das Bier alle machen," sagte der Häuptling lächelnd zu mir. Daß die Tiere den Aermeren unter seinen Untertanen auch ihre Nahrung wegfrassen, kümmerte ihn nicht.

Zum Biertopf gehört für den eingefleischten Heiden die Dachapfeife. Hier sehen wir auf dem Bilde 2 Dacharaucher, die abwechselnd aus der aus einem Kuhhorn hergestellten Pfeife Zug um Zug tun, bis sie umsinken und dann einer den anderen rütteln und wieder zur Besinnung bringen muß.

Zwei Sulus, Dacha rauchend.
(Aus Fritsch, die Eingeborenen Süd-Afrikas Verlag von Ferdinand Hirt, Leipzig.)

Dacha ist eine Art wilden Hanfs, den auch die Türken als Haschisch kennen und genießen. Er macht die Raucher dumm und schwachköpfig, zu Krämpfen, ja Wahnsinn geneigt, wenn er stark geraucht wird, etwa wie die Chinesen das Opium rauchen. Daneben werden die Raucher wild und aufgeregt, auch jähzornig. Die Sulus nennen den wilden Hanf inssangu und sagen selbst von ihm: „Der wilde Hanf nimmt den Verstand des Menschen weg." Ich hatte in Emangweni einen Christenjungen in der Schule, der in drei Jahren nicht lesen lernte, weil sein Verstand durch Hanfrauchen fast ganz zerstört war. Die heidnischen Mütter beruhigen öfter ihre schreienden Säuglinge mit dem Dacha, indem sie ihnen etwas Rauch davon in die Nase blasen, so daß die kleinen Wesen ganz betäubt werden. Ich hatte in Ewangweni einen schon vierzigjährigen Heiden in Dienst,

der durch vieles Dacharauchen schwachsinnig geworden war. Als ich ihm ein Dachahorn zerschlug, verbarg er sich mit einem anderen im Wipfel eines großen Apfelbaums. Dabei war er durch das Dacharauchen so jähzornig, daß er keine Frau bekommen konnte, was unter den Kaffern höchst selten ist. Infolge des Dachagenusses kommen oft Krämpfe vor. Allerdings verspotten die Heiden solche, die übermäßig Dacha rauchen, aber sie sehen nicht ein, daß es überhaupt verwerflich ist. Der wilde Hanf wächst in Natal so üppig, daß die Sulus ihn zu hohen Preisen nach Johannesburg und Kimberley an die in den Gruben arbeitenden Kaffern verkaufen. Diese sagen nämlich, sie könnten besser arbeiten, wenn sie rauchten, und wenn ihnen Hanf allein zu stark ist, mischen sie ihn mit Tabak. Darum verbieten die Engländer auch den Kaffern das Dacharauchen nicht, weil der sonst so träge Kaffer wie eine Maschine arbeitet, wenn er Dacha geraucht hat. Besonders in Emangweni wuchs viel Dacha, und ich fand sogar Christen, welche dieses Kraut pflanzten. Als ich ihnen darüber Vorhaltungen machte, meinten sie, sie verkauften ja nur das Kraut und rauchten es nicht selbst. Erst als ich ihnen die Heuchelei ihres Tuns zeigte, entfernten sie die Sträucher. Wenn die Kaffern voll Bieres sind oder Dacha geraucht haben, so können sie die argen Gedanken ihres Herzens nicht mehr verbergen. Da werden dann alte Streitigkeiten aufs neue hervorgesucht und neue begonnen, und sie schlagen oft aufeinander los, daß Blut fließt, die Frauen beißen und kratzen oder würgen gar einander. Oefter kamen sie dann zu mir mit tiefen Kopfwunden, damit ich sie verbinden solle. Durch das Saufen und Hanfrauchen werden auch viele Leidenschaften in ihnen erregt. Freilich stoßen sie dabei auch manchmal auf energischen Widerstand. In Hoffenthal begehrte einst ein junger Mann meine Hülfe, weil ihm ein junges Mädchen, das er angefallen hatte, den Arm bis auf den Knochen mit der Sichel zerschnitten hatte. Selbst der Häuptling Ußibamu in Emangweni wurde einmal wegen

ähnlichen Frevels von einem energischen Vater festgebunden bis an den Morgen. Natürlich beeilte sich der Mann dann die Sache zum englischen Richter zu bringen, der ihn vor dem Zorn des Häuptlings schützte.

Auch die Heiden rügen solche offenbare, das Wohlergehen der anderen störenden Sünden oder billigen sie wenigstens nicht, so oft sie auch vorkommen mögen. Schlimmer als Betrinken und Dacharauchen und ein noch schwereres Hindernis ihrer Bekehrung ist die Sitte der Vielweiberei. Durch diese wird auch die schon von der Natur am meisten geheiligte Einrichtung, die Ehe, entweiht. Die Vielweiberei ist es denn auch, von der die Kaffern nicht lassen wollen, um Christen zu werden, wenn sie auch sonst vielleicht nicht fern von Gottes Reich sind. Durch die Vielweiberei bleiben sie leichtfertig bis in ihr Alter und sagen auch mit Recht von sich: „Es ist böse, sich zu schämen."

Da wankt er daher, der siebenzigjährige Magema, einer der vornehmsten Kaffern in Emangweni. Er kommt mit seinem Freunde Ham-Ham vom Biergelage und kann kaum noch laufen. In der Küchentür des Missionshauses sieht er meine Frau arbeiten. Er tritt heran, grüßt höflich und sagt dann zu einem christlichen Kaffermädchen, die bei meiner Frau arbeitet: „Du, willst du mich nicht heiraten? Meine Frauen haben mich verlassen und ich will mir noch gern eine junge Frau nehmen." — „Schämst du dich nicht," sagte meine Frau zu dem Alten, „so zu einem jungen Mädchen zu reden? Geh doch nach Hause, du bist ja betrunken!" „Ja Missis," antwortete der Alte, „wir Kaffern sind wie die Schweine." — Magema war ein kluger Kopf, aber Dacha, Bier und Vielweiberei hatten jede edle Regung in ihm ertötet, und so hatte er in der Tat mit seinen Worten recht. — Durch die Vielweiberei sind die Männer entnervt, die Frauen entwürdigt und geknechtet, und wenn solche Leute alt werden, scheinen sie oft aller menschlichen Gefühle bar zu sein und werden oft von ihren Kindern, die ihre Sündenwege von ihnen gelernt haben, schlecht behandelt; ja es kam früher sogar vor,

daß sie in der Wildnis ausgesetzt wurden. Fragt man die Frauen, wie sie sich alle mit einem Mann vertragen können, so antworten sie freilich mit glattem Gesicht: „Wir Schwarzen sind nicht wie ihr Weißen, wir vertragen uns untereinander.“ — Aber wenn dann, wie es einmal geschah, eine alte vornehme Frau zu mir kam, damit ich ihren Daumen verbinden solle, der von einer jüngeren Nebenfrau bis auf den Knochen zerbissen war, so lernt man verstehen, was man von glatten Worten der Heiden zu halten hat. „Das schwarze Haus (die schwarze Rasse) ist voll Haß und Neid,“ so sagen die Sulus selbst von sich, und das kommt hauptsächlich von der Vielweiberei her. Viele Mädchen, die ich kannte, hießen „Nombango“ (mit dem häuslichen Zwist), weil sie zur Zeit eines solchen geboren waren, und wenn die Kaffern sich streiten, so geht es gleich hin und her: „issipingi, issipingi!“ (Ehebrecher). — Auch außer der Ehe gilt unzüchtiges Leben für erlaubt, zu Zeiten sogar für alte Sitte, wenn nur keine Folgen davon kommen.

Bei der Hartnäckigkeit, mit der die heidnischen Sulus in dem schönen Lande Natal an ihren fleischlichen Sitten festhalten und sich durch Gottes Geist und Wort nicht strafen lassen, ist es kein Wunder, daß ein Christ in Emangweni einmal zu mir sagte: „Sie wollen nicht, daß der heilige Geist in sie eingehe.“ — „Wir wollen nicht Christen werden,“ sagte einmal dort ein alter Heide, „denn ihr lehrt, daß wir zweimal sterben müssen, wir aber glauben, daß wir nur einmal sterben und dann alles aus sei.“

Wenn dann vollends in einem durch sein Genußleben innerlich abgestorbenen Heiden eine hochmütige pharisäische Gesinnung wohnt, so kann selbst Krankheit und Not dem Wort Gottes nicht mehr Eingang in solch ein Herz verschaffen. Am erschütterndsten trat mir das bei dem Häuptling Uncwadi auf Hoffenthal entgegen.

Derselbe war, wie ich von dem Standpunkte eines Heiden aus urteilen müßte, trotz seiner vielen Frauen nicht ungerecht. Er hielt auf Ordnung in seinem Lande, und

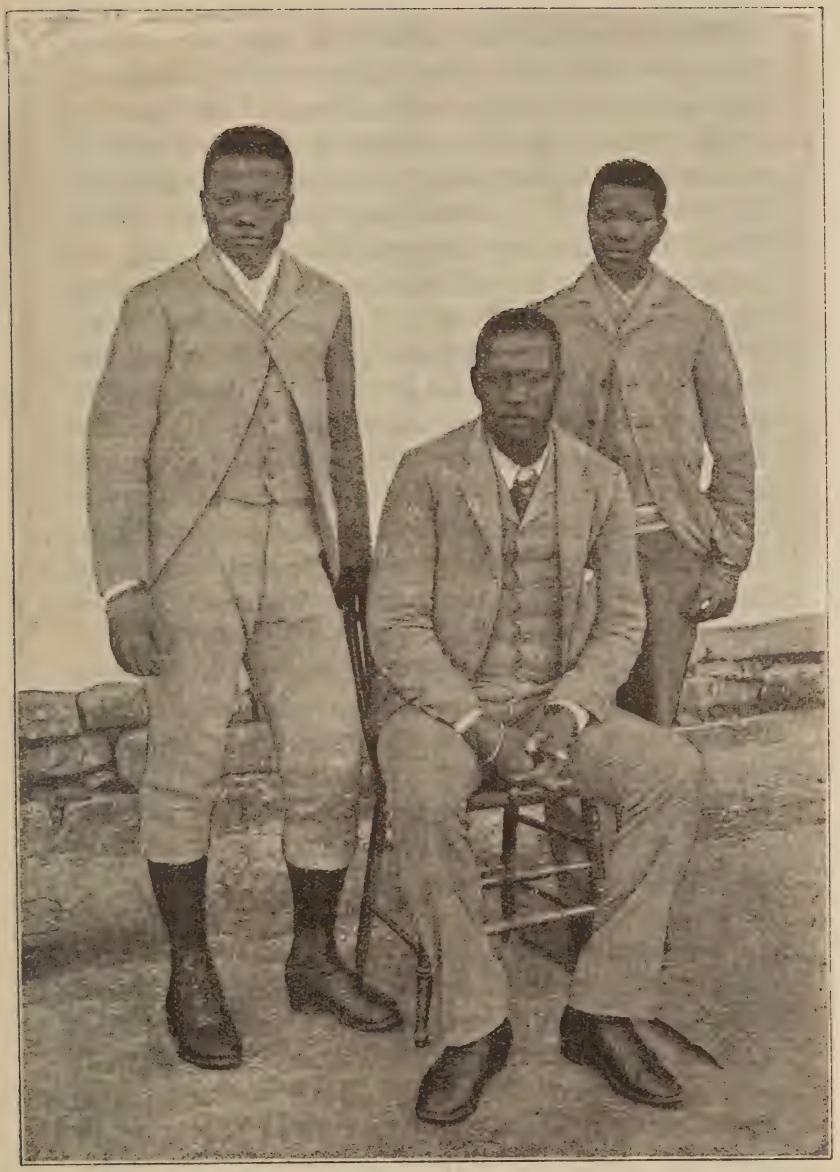
seine letzte Handlung bestand darin, daß er zwei Mädchen, die sich sittlich vergangen hatten, mit Schlägen züchtigen ließ. Er behandelte seine alte Mutter höflich, und es betrübte ihn sehr, als sie sich einmal mit ihm entzweite. Er wollte also unter seinen Landsleuten die väterlichen Sitten pflegen und trat gegen auch den Heiden anstößige Vergehungen scharf auf. Er wollte vieles, was unter dem liederlichen Uβibamu in Emangweni geduldet wurde, nicht aufkommen lassen. Aber dadurch, daß er diese Gerechtigkeit für genügend hielt, wurde er zu einem Feinde Christi. Er glaubte ohne einen Gott und Heiland fertig werden zu können und hielt die Missionare für Betrüger, die seinen Einfluß unter den Kaffern brechen sollten, damit die Weißen alle Macht im Lande bekämen.

Uncwadi hatte von Jugend auf öfter Gottes Wort gehört, aber niemals kam ihm der Gedanke, daß dieses Wort ihm persönlich gelte. Durch seine hohe Stellung, die Schmeichelei der Kaffern gegen ihre Häuptlinge und am meisten durch sein Regenmachen und seine Zauberkünste gewöhnte er sich, von jedem Dinge nur die schlechten Seiten zu sehen und alle Leute mehr oder weniger für Betrüger zu halten. Darum glaubte er auch nicht, was ihm von Gott gesagt wurde. Als ich ihm meinen Antrittsbesuch machte, war er glatt und höflich und versprach mir selbst, seine Leute zusammenzurufen, wenn ich bei ihm predigen wollte. Aber so oft ich das ausführen wollte, hatte er stets eine Entschuldigung, damit der Gottesdienst nicht stattfinden konnte. Seinem Stiefbruder Petrus, der Gemeindeältester in Hoffenthal war, und anderen Gemeindehelfern hatte Uncwadi längst verboten, bei ihm zu predigen; auch bedrückte er die Christen und Taufbewerber, soweit es in seiner Macht stand. Als ein noch junger Verwandter des Häuptlings sich heimlich in Ladysmith taufen ließ, bedrohte letzterer ihn so, daß er bis zu Uncwadis Tode nicht wagte, seinen Glauben zu bekennen; Uncwadi hatte ihm bei der ersten Begegnung nach der Taufe die Kleider vom Leibe reißen lassen. Den

um Hoffenthal herum in seinem Lande wohnenden Christen — etwa 150 — nahm Uncwadi bei jeder Gelegenheit Stücke ihrer Aecker weg oder gab ihnen keine neuen Aecker, so daß sie verarmten und manche unter ihnen das Land verlassen mußten. Die Taufbewerber schickte er zur Wegearbeit. Ich taufte in der Zeit zwei junge Männer, die jeder zweimal je sechs Monate hatten Wegearbeit tun müssen und infolge dieser unfreiwilligen Unterbrechung über drei Jahre den Taufunterricht besucht hatten. Einen dritten Jüngling, der bei mir im Hause arbeitete, ließ Uncwadi mehrere Male zur Wegearbeit kommandieren, obgleich er wohl wußte, daß das gegen das Gesetz sei. Um den Lauf des Evangeliums zu hindern, verbot er allen Unterhäuptlingen und Dorfvorstehern, christliche Kaffern, die Gottes Wort verkündigen wollten, aufzunehmen.

Im Burenkriege wohnte bei Uncwadi ein Bassuthohäuptling, der von den Freistaatburen verfolgt wurde, weil er den Engländern Tribut gezahlt hatte, und der darum nach Natal geflüchtet war. Dieser Mann kam auch zu mir und war so höflich gegen mich, wie ich es von dem hochmütigen Uncwadi und seinen Verwandten nicht gewohnt war. Obgleich er nicht getauft war, besuchte er doch öfter die Kirche eines bei ihm wohnenden Missionars, konnte Sessutho und Sulu lesen, auch sogar etwas Englisch. Er sprach seine Verwunderung über die Stumpfheit der Sulukaffern aus und beklagte es, daß Uncwadi es ihm auf seiner Stadt nicht erlaube, im neuen Testament zu lesen, obgleich er doch kein Christ sei, sondern nur zu seiner Belehrung lese.

In äußerlichen Dingen wollte Uncwadi von den Weißen lernen, wenn er auch von Gottes Wort nichts hielt. Selbst war er zu faul, wie der Bassuthohäuptling Englisch zu lernen, aber er schickte seine beiden ältesten Söhne auf eine religionslose Schule in der Kapkolonie. Sie sollten ihm die englische Zeitung vorlesen, denn er war ehrgeizig und beteiligte sich gern an der hohen Politik. Um sich einen Namen zu machen, sammelte er für verwundete englische



Unewadi mit seinen beiden ältesten Söhnen.

Soldaten im Kriege unter seinen Untertanen und wurde dafür von dem englischen Gouverneur belobt: er heiratete auch ein Jahr vor seinem Tode eine Suluprinzessin aus dem Hause Ketschwayos und wollte sich sogar mit diesem Mädchen ganz europäisch durch den heidnischen, von der Regierung bestimmten Standesbeamten, trauen lassen. Die Braut erschien in weißem Seidenkleide nach der neuesten Mode. Das wurde aber Uncwadis Mutter, einer alten vornehmen Swasifrau zu viel; sie warf sich auf die Braut und riß ihr die Kleider vom Leibe. Das Geld zu einer so kostspieligen Heirat — eine Suluprinzessin kostet etwa 100 Stück Vieh — besaß Uncwadi, da er seine Untertanen tüchtig für sich arbeiten ließ und viel Geld durch Medizingeben und Regenmachen verdiente. Seine Söhne sollten ihm mit dem, was sie auf der Schule gelernt hatten, bei seinem Maishandel und dem Lesen von gerichtlichen Schriftstücken behülflich sein. Er baute sich auch ein hübsches europäisches Haus, mit Wellblech gedeckt und mit schönen Möbeln versehen, und fuhr in einer Kutsche aus.

Wenn Uncwadi mitunter von Lungenbluten — infolge des alten oben erwähnten Leidens — heimgesucht wurde, dachte er auch an den Tod und erlaubte den Missionaren, die vor mir in Hoffenthal und Emmaus waren, mit ihm zu beten. Aber so oft es mit ihm besser wurde, verhärtete er, wie einst Pharao, sein Herz gegen Gottes Wort. Auch die Not war nicht mehr im Stande, ihn zur Selbsterkenntnis zu bringen. Das zeigte sich so recht, als Uncwadi einmal in den Weihnachtsferien den Schullehrer von Hoffenthal, seinen Neffen, den Sohn des vorhin erwähnten Petrus, auf vier Wochen zu sich kommen ließ. Um Weihnachten ist es dort am heißesten und sind daher die längsten Schulferien.

Uncwadi hatte sich mit seinen beiden Söhnen wegen schmutziger Geschichten entzweit und wollte einmal von seinem christlichen Neffen sich vorlesen und seine Briefe schreiben lassen. Als der Schullehrer Albert wieder nach Hause kam, fragte ich ihn, ob ihn der Häuptling nicht verführt habe,

vom Glauben an Gott abzufallen, da er auf der Häuptlingsstadt das vergnügte Leben der Heiden gesehen und alle Tage Fleisch und Bier bekommen habe. Da antwortete Albert: „Lehrer, da konnte ich nicht verführt werden, denn die Heiden treiben es zu offenbar. Sie fluchten und lästerten den ganzen Tag, daß mir Angst wurde und ich mich von diesem schrecklichen Ort wegwünschte. Einmal fragte mich der Häuptling: „Warum glaubst Du denn die Lügen der Lehrer, welche die weißen Leute selbst nicht mehr glauben?“ — Ich antwortete: „Herr, ich bin mit Gottes Wort groß gezogen worden, es ist meine Speise gewesen von Jugend auf, (wörtlich: die Muttermilch, mit der ich groß gemacht worden bin), davon kann ich nicht lassen.“ — Ein anderes Mal, so erzählte mir Albert, sagte Uncwadi zu ihm: „Was ist denn Euer Christengott! Er kann Euch nicht lebendig machen. Schaue nur in die Gräber der Christen, sie sind gerade so voll Knochen und Gestank, wie die unsrigen. Ich bin Gott, ich bin viel größer als Euer Gott; wenn ich sage, daß ein Mensch sterben soll, so stirbt er zur selbigen Stunde.“ — Ein anderes Mal gab Uncwadi wieder seinem völligen Unglauben Ausdruck, als er sagte: „Bi lutuli ndje“ wir sind nur Staub, mit dem Tode ist es aus.

Daß wir nur Staub sind, sollte der stolze Mann nur zu bald an sich selbst erfahren. Es war im Juni 1902, kurz nach Beendigung des Burenkrieges. Der Schnee lag auf den 11,000 Fuß hohen Drakensbergen, denn es ist zu dieser Zeit in Natal Winter. Ich war bei einer schwerkranken Christenfrau, um ihr Medizin zu geben, als ich hörte, daß der Häuptling nicht mehr die Sonne werde untergehen sehen. Ich wunderte mich nicht, denn im Winter hatte Uncwadi schon seit Jahren öfter Anfälle seines Lungenleidens bekommen. Ich machte mich daher sofort mit dem Lehrer, seinem Neffen, auf, um mit dem Sterbenden vielleicht noch beten zu können. Aber schon auf dem Wege ritten viele Kaffern, ohne zu grüßen (Zeichen der Trauer) vorüber, und einer sagte leise zu dem Lehrer, daß sein Onkel soeben gestorben sei. Als

wir auf die letzte Anhöhe kamen, war der weite Platz, auf dem die Häuptlingsstadt liegt, schwarz von Männern, die stumm umhersaßen, und aus den Hütten erscholl die Totenklage der Frauen. Als der Lehrer das schöne Haus Uncwadi's, die vielen Hütten seiner Frauen und die Scharen der Trauernden sah, brach er in Tränen aus und sagte: „Wie geht das alles auf Erden so schnell vorüber!“ — Der Häuptling hatte einen Anfall von Influenza bekommen, und als er im Fieber seinen Durst mit einem Topfe kalten Kafferbiers stillen wollte, rührte ihn der Schlag.

Wir gingen durch die Scharen der Amangwane hindurch bis zu dem Orte, wo die Verwandten des Häuptlings im Kreise saßen. Sie hatten Tücher über ihren Kopf gezogen und sprachen nur wenig und leise. Unyanda, der einzige rechte Bruder Uncwadi's, stand auf, als er mich sah, und trat aus dem Kreise heraus. Ich drückte ihm meine Teilnahme zu seinem Verluste aus und bat, seine alte Mutter sehen zu dürfen. Er winkte einem der Verwandten, der mich in das Haus führte, das aus 4 nebeneinander befindlichen Stuben besteht. In allen schön eingerichteten Stuben lagen Flaschen, Töpfe und Kleider durcheinander. In Uncwadi's Schlafstube saß seine alte Mutter mit den übrigen noch lebenden Weibern von Uncwadi's Vater am Bette ihres toten Sohnes und klagte nach Heidenweise. Zwischen Kamin und Fenster lag der Tote auf seinem europäischen eisernen Bette, mit Decken zugedeckt. Mein Begleiter schlug die Decke zurück und zeigte mir das noch im Tode mächtige Haupt (er war ein großer starker Mann) mit den gebrochenen offenstehenden Augen. Ich legte die Hand auf die noch warme Stirn und kniete zum Gebet nieder.

Das Begräbnis des Häuptlings war natürlich, wie mir später erzählt wurde, nach Heidenweise großartig. Sie banden den Leichnam nicht, wie sonst, mit Stricken in hockender Stellung, sondern nähten ihn in eine frische Ochsenhaut bis an den Hals ein. Sodann wurde ihm ein schwarzes Ziegenfell, die Haare nach innen, über den Kopf gebunden

und die Enden in die Ochsenhaut hineingesteckt. Da, wo Augen, Nase und Mund sich befinden, wurden Oeffnungen geschnitten, und über dem Mund wurde ein Schnurrbart von den Haaren der Ziege befestigt. Auf der Stirn wurde die entleerte und aufgeblasene Galle der Ziege befestigt. — Sodann mußte mein Schullehrer einen großen, überaus breiten Sarg anfertigen. In diesen wurde der Tote gelegt und an Kopf und Seiten der übrige Raum mit Schlafdecken ausgefüllt. So blieb die Leiche über Sonntag liegen, und am Montag mußte der Lehrer, der tischlern gelernt, eine Bahre zum tragen des Sarges anfertigen. Auf den Sarg wurde ein Deckel nur aufgelegt, nicht fest zugemacht. In der Nacht zu Dienstag, gegen Morgen hin, brachten die Verwandten des Häuptlings die Leiche in ihr Grab, im Walde, in den Bergen, wo Sikali begraben liegt, und begruben sie dort. Es sollen nur Steine, nicht Erde, auf das Grab geworfen sein, das monatelang von gerüsteten Kriegern bewacht wird. — Als sie gegen Morgen vom Begräbnis wieder zum Häuptlingskraal kamen, wurde, sobald Unyanda an der Spitze des Begräbniszuges sichtbar wurde, die große Totenklage von allen anwesenden Kaffern begonnen, die so furchtbar war, daß Unyanda schließlich mit einigen der nächsten Verwandten unwohl wurde und ins Haus gehen mußte. — Den Ochsen, in dessen Fell man den Leichnam eingenäht, hatten am Sonnabend die leidtragenden Leute, die nicht zu Uncwadis Verwandten gehörten, verzehrt und am Eingang des Ochsenkraals eine Grube gegraben. Dort hinein wurden die Ueberreste des Ochsen, Knochen und Asche, geschüttet, und auch alle Kleider, die Uncwadi getragen, und sein Sattel wurden hineingeworfen und ein mächtiger Haufen Erde an der Grube aufgeschüttet. Auf diesen Haufen Erde trat nun Bambazi, der vornehmste Sohn Uncwadis, ein Junge von 14 bis 15 Jahren, in der Hand einen Stab und einen Speer, und warf mit einer Schaufel Erde in die Grube. Er mußte dann in seines Vaters Haus gehen und sich verschiedenen Waschungen unterziehen. Darauf wurde

die Grube zugeschüttet. — Uncwadis Frauen mußten jedoch noch viele Tage um ihren verstorbenen Gebieter klagen, wenn sie zur Arbeit gingen und ganz früh, ehe die Sonne aufging; auch wurde etwa eine Woche in der ganzen Lokation keine Feldarbeit getan, was den Leuten, da es Erntezeit war, ziemlich schwer wurde."

Ende September wurde dann das Land „Emangwaneni" nach etwa dreimonatlicher Trauer um den Häuptling Uncwadi „gewaschen," wie die Kaffern es nennen. Bei dem Tode des Häuptlings hatten alle Frauen und Mädchen der großen Verwandtschaft Uncwadis ihren Haarzopf abschneiden und das Haar an Stirn, Schläfen und rund um den Kopf herum, das sonst abrasiert wird, wachsen lassen müssen. Auch mußten sie um Kopf und Rumpf viele aus Rohr geflochtene Bänder tragen als Trauerabzeichen. Nun wurde das Haar an Stirn, Schläfen und rund um den Kopf herum wieder geschoren und rasiert und die Bänder abgemacht. Nur die Frauen des Häuptlings selbst müssen ein Jahr die Bänder tragen, dürfen auch ihr Gesicht die ganze Zeit über nicht waschen. Die Männer mußten beim Tode ihres Häuptlings den bekannten schwarzen glänzenden Kopfring abmachen. Nun wurde beim Ende der Trauer der ganze Kopf abrasiert und an dem Tage des „Waschens" mußten die Männer, wie auch alle Kinder, sich mit Medizinen in den Bächen und Flüssen des Landes waschen. Das „Waschen" wurde durch eine Jagd in den kleinen Drakensbergen eröffnet, wobei an 30 Böcke erlegt wurden und wodurch die Flinten und Assagaien — mit Blut — gewaschen wurden. Dann wurden die Pflüge und Hacken zum Landbau gewaschen, indem jede Hütte im ganzen Lande einen Korb Kafferkorn nach der Hauptstadt bringen mußte. Auch schon in der ganzen Trauerzeit mußte, wo auch immer Bier gebraut wurde, etwas nach der Hauptstadt gebracht werden, damit sie dort ungestört durch Kochen und Arbeiten den Toten beklagen konnten.

Als nun die eigentlichen Tage des Waschens da waren,

mußten zuerst alle Verwandten des Häuptlings sich waschen, und erst am Tage darauf alle anderen Leute im Lande. Da wurden dann drei Stück Vieh geschlachtet, eins für die Verwandten des Häuptlings und eins für alle anderen Leute, die zur Feier kamen. Für wen das dritte Stück Vieh geschlachtet wurde, konnte ich nicht erfahren. In dem großen Viehkraal der Hauptstadt wurde gegessen, zuerst aßen die Verwandten des Häuptlings, und nachdem diese sich in die größte Hütte zum Biertrinken zurückgezogen, alle anderen Leute. Der Erbe der Häuptlingsschaft, der junge Bambazi, war die ganze Zeit über neben Unyanda gegenwärtig. Er muß freilich nach Kaffernsitte noch die Ziegen hüten, trägt aber dabei Stiefel und hat stets einen Jüngling als Begleiter bei sich; auch schläft er nicht mit den anderen Jungen in dem Jungenhause, sondern bei seiner alten Großmutter, des verstorbenen Häuptlings Mutter. — Nachdem das Festessen beendet war, wurde ein großer Tanz von den Männern getanzt und dabei Lieder zum Preise des verstorbenen Häuptlings gesungen und damit das „Waschen" abgeschlossen. — Nun konnten die Amangwane wieder ihre Häuser bauen, was bis dahin verboten war. Nur Heiraten und Tanzen wurde noch lange nicht erlaubt. —

Unyanda, der für den unmündigen Sohn des Uncwadi die Häuptlingsschaft übernahm, war nicht minder ein Feind der Christen, aber er hatte nicht die Macht, wie jener. Ich machte ihm bald nach Antritt seines Amtes einen Besuch, um ihn zu freundlicherem Verhalten gegen die Christen zu bewegen. Ich fand ihn unter einem Pfirsichbaum hinter Uncwadis Hause sitzen, wo er die Angelegenheiten einiger Männer schlichtete; denn die Kaffernhäuptlinge haben noch die niedere Gerichtsbarkeit über ihre Leute, sowie die Verteilung der Ländereien in dem ihrem Stamme gehörigen Lande. Nach einer kleinen Einleitung fragte ich ihn, ob ich nicht hin und wieder in der Hauptstadt predigen dürfe. Er antwortete, das wolle er nicht erlauben, er selbst und Alle, die Gottes Wort lieb hätten, könnten nach Hoffenthal

zur Kirche gehen. Ich sagte, wir müßten Gottes Wort überall im Lande verkündigen, damit es alle Menschen hörten. Da klagte Unyanda über die Christen, daß sie unbotmäßig wären, nicht für ihn arbeiten wollten und Gottes Gebote selbst nicht hielten, sodaß die Heiden das Zutrauen zu Gottes Wort verlören. Ich wies ihn darauf hin, daß gerade durch den Unglauben der Häuptlinge, die nicht in der Bekehrung zu Gott vorangingen und ihren Untertanen kein gutes Beispiel gäben, auch manche Christen verführt würden, weil sie ihre Obrigkeit nicht so hoch achten könnten, wie es sich schickte. Darum müßten die Lehrer grade oft die Häuptlinge aufsuchen, damit die Christen sähen, daß ihre Lehrer sie nicht von ihren Häuptlingen abwendig machen wollten; das sei aber schwer für mich, wenn er mir die Predigt auf der Hauptstadt verbiete. Unyanda ließ mich ausreden, ließ dann auch Bier kommen und ermunterte mich mit ihm zu trinken mit dem Hinweis darauf, daß es nur schwach sei, sodaß ich es ruhig trinken könne. „Er glaube ja," sagte er dann „in seinem Herzen auch an Gott, fürchte ihn und suche rechtschaffen zu leben, aber er sehe die Notwendigkeit der Predigt nicht ein." — Inzwischen kam seine einzige Schwester herbei, die an den Basuthohäuptling Jonathan in Basutholand verheiratet ist und wegen Uncwadis Tode gekommen war. Sie war europäisch, aber sehr einfach, wie eine gewöhnliche christliche Kafferfrau gekleidet und hatte eine große Decke über ihren Kleidern. Sie sagte, sie und alle Frauen und auch viele Männer wünschten, daß ich bei ihnen predigen solle, und zwar sogleich. Unyanda kam in Verlegenheit und sagte, sie solle stille sein, sie sei doch nicht sein induna, (Ratgeber) und es ginge doch heute nicht, da der Häuptling eben erst gestorben sei. Ich erkundigte mich dann nach seiner Mutter, und ein Halbbruder Unyandas brachte mich in eine kleine Hütte, in der sie mit anderen Frauen saß. Sie war ungewaschen und sah gealtert und abgehärmt aus. Ich gab ihr und allen Anwesenden die Hand und setzte mich neben sie auf einen niedrigen Sitz, während die

Häuptlingsmutter auf einer Matte saß. Nachdem ich mich nach ihrem Befinden erkundigt, sprach ich davon, daß ich gern hätte predigen wollen, aber Unyanda gesagt habe, die Leute sollen nach Hoffenthal gehen. Darauf sagte eine jüngere Frau: „Wie soll denn die alte Mutter nach Hoffenthal gehen? Der Lehrer muß hier predigen.“ Dem stimmten Alle zu, und mein Begleiter suchte sie zu beruhigen, daß Unyanda das Predigen nur jetzt, wo sie noch Trauer hätten, nicht erlauben wolle. Ich sagte dann, daß gerade, weil sie Trauer hätten, Gottes Wort am Platze sei, und daß ich noch Uncwadi im Sterben aufgesucht habe, um ihm den Trost des göttlichen Wortes nahe zu bringen. Die Alte war nicht ganz unzugänglich für meine Worte, und die Frauen fragten mich noch Mancherlei, sagten auch immer wieder, daß ich bei ihnen predigen müsse.

Unyanda erlaubte es aber nicht und suchte ebenfalls die Christen zu drücken, schickte auch 2 Taufbewerber zur Wegearbeit; aber auch er wurde schon nach einem Jahre hinweggerafft. Ich erfuhr erst von seiner Krankheit, als er schon tot war, und als ich nach der Hauptstadt kam, wo er gestorben war, war sein Leichnam schon nach seinem eigenen Dorfe weggebracht, das in der Nähe unserer Missionsstation Emmaus liegt. Seltsamerweise war Unyanda bei der Festlichkeit des „Waschens der Frauen Uncwadi's“ — ein Jahr nach dem Tode des Mannes legen die Witwen die Trauerabzeichen ab — auch infolge von Genuß kalten Bieres auf der Hauptstadt schwer erkrankt und dort sehr schnell gestorben. Jetzt konnte er mir nicht mehr den Mund verbieten, und seine alte Mutter, die völlig gebrochen war, erlaubte mir, zu predigen und mit ihnen zu beten.

Diese beiden schnellen Todesfälle machten auf die Heiden großen Eindruck. Die Verwandten der Häuptlinge klagten freilich, wie ich schon erwähnte, über die Gesetze der Engländer, die ihnen verböten, die Zauberer umzubringen.

Wir haben an Uncwadi und Unyanda gesehen, wie heidnische Verstocktheit bis zum Tode fortdauern kann und

wie sich die Herzen dem Worte Gottes immer wieder verschließen, auch wenn sie einmal in Stunden der Not von vorübergehender Ahnung von Gottes Gericht erschüttert werden. Gott Lob ist das aber doch nicht bei allen Sulukaffern so. Die Reichen und Mächtigen, die Häuptlinge und Zauberdoktoren bekehren sich zwar schwer, ihr Stolz bäumt sich gegen die Zumutung der Bekehrung auf; sie müssen dabei zu viel von dem lassen, woran bisher ihr Herz gehangen hat. Aber das Evangelium wird ja auch den Armen gepredigt, und wenig Edle und Reiche bekehren sich zuerst. Freilich auch die Aermeren und Geringeren unter den Kaffern würden nicht kommen, wenn nicht Gottes gewaltige Hand sie zur Umkehr und zum Aufmerken auf Gottes Wort brächte. Aber es bekehren sich doch je länger je mehr von ihnen, und da ja nicht nur das Fleisch wider den Geist, sondern auch den Geist wider das Fleisch gelüstet, so eifern auch unter den Bekehrten Manche um Gottes Wort und unterstützen dadurch die Missionare in ihrer Arbeit. Darum hören wir nun

II. Wie den Zulus das Licht des Lebens aufgeht.

Es war im November 1897, als die Rinderpest, die seit einigen Jahren in Afrika ihre Verheerungen anrichtete, auch das Ländchen Emangweni erreichte, in dem ich seit einem Jahre Missionar auf der gleichnamigen Missionsstation war. Die Heiden wandten zuerst alle ihre Zaubermittel gegen die schreckliche Krankheit an, und als diese nichts halfen, baten sie die Weißen um Hülfe. Diesen gelang es zwar noch einen Teil des Viehs durch Impfen zu retten, aber zu hunderten waren die Rinder auf den Bergen verendet, sodaß stets Scharen von Aasgeiern über den Gipfeln schwebten. Da wurde den Amangwe-Kaffern ihre Trägheit zum Verderben. Sie hatten mich ausgelacht, als ich vor Ausbruch der Krankheit eine große Grube auf der Station hatte graben lassen; aber als dann die Seuche ausbrach, reichte die Grube nicht aus, und wir

hatten Mühe, alles verendete Vieh, das die Luft verpestete, einzuscharren. Die trägen Heiden aber trieben das Vieh zum größten Teil in die Berge, und wenn es im Fieberdurste an die Bäche und Flußläufe lief und dort verendete, ließen sie es liegen. Schon vor der Rinderpest waren die Masern sehr bösartig aufgetreten und hatten viele Opfer an Kindern gefordert, besonders unter den Heiden. Nun aber wurden die Gewässer verpestet, und da viele Quellen durch längere Dürre vertrocknet waren, wurde viel aus den Bächen geschöpft. Dadurch und weil auch viele fleischgierige Kaffern das Fleisch gefallener Rinder aßen, brach eine Seuche im Volke aus, die nur Wenige verschonte und Viele hinwegraffte. Es war eine ruhrartige Krankheit, die oft in kurzer Zeit tötete. So kam an einem Sonnabend im November ein Kaffer zu mir und bat um den Taufunterricht. Ich bestellte ihn auf den nächsten Dienstag, da der Unterricht an diesem Tage und am Freitage regelmäßig stattfindet; aber er kam nicht. Die anderen Taufbewerber erzählten mir, daß der Mann in der Zwischenzeit von der Krankheit befallen und in einem Tage gestorben sei, sodaß er mich nicht mehr hatte rufen lassen können. In der Gemeinde der Christen, die damals nur 100 Seelen zählte, starben allerdings nur 3 Kinder an der Krankheit, da ich rechtzeitig überall mit Medizin helfen konnte. Aber in den etwa 200 kleinen Heidenkraalen der Lokation der Amangwe, welche meist nicht viel mehr als 20 Einwohner zählten, ging es schrecklich zu; es gab in einigen Monaten bis zu zwölf Tote auf einem Kraal, denn die Krankheit wütete noch bis zum Februar 1898 unter den Leuten.

Da zeigte es sich denn doch, daß in vielen Herzen etwas von dem Samen des Wortes Gottes aufgegangen war, den mein Vorgänger, Missionar Neizel, 33 Jahre ausgestreut hatte, ohne viele Früchte zu sehen. Die Kirche füllte sich je länger je mehr, zumal auch unter den Heiden ein Mann aufstand und ihnen prophezeite, daß das Ende der Welt bevorstände. Die Kirche wurde schließlich so voll,

daß die Heiden in der Sakristei, am Altar, ja an den geöffneten Fenstern und Türen und unter den Bäumen des nahen Kirchhofs standen, um von dem Lebensfürsten zu hören, dessen Botschaft sie bis dahin wenig gesucht hatten. Auch als die Welt nicht nach dieser törichten Prophezeiung unterging, blieb der Kirchbesuch der Heiden stark, umsomehr, als bessere Zeugen aus ihnen selbst auftraten, denen sie Glauben schenkten. Es waren das drei weibliche Personen, die sämtlich an der im Lande wütenden Seuche krank wurden und nach dem Glauben der Kaffern auch starben. Nun haben es die Heiden sehr eilig, wenn es einen gewöhnlichen Kaffern zu begraben gilt, und sie machen mit ihm nicht so viel Umstände, wie mit dem Häuptling Uncwadi. Der noch warme Körper — mitunter ist noch Leben in ihm — wird in hockende Stellung gebracht und die Glieder an den Rumpf geschnürt. Wenn der Leichnam kaum erkaltet ist, wird er in ein schnell gegrabenes Grab versenkt, das aus einer Grube besteht, an deren Seitenwand eine kleine Höhle unter der Erde gegraben wird, in welcher der Leichnam hocken kann, während die Grube wieder zugeschüttet wird, sodaß der Leichnam in seiner Höhle sitzt, in die ihm gewöhnlich auch etwas Hausgerät und Kleidung hineingegeben wird.

Sulugrab in Natal.
(Aus Fritsch, die Eingeborenen Süd-Afrikas. Verlag von Ferdinand Hirt, Leipzig.)

Diese Gräber werden meist unter der Mauer der steinernen Viehhürde gegraben, um sie gegen Tiere und Zauberer zu schützen, und es wird dazu ein Teil der Mauer weggeräumt und nachher wieder über dem Grabe aufgebaut.

Die drei erwähnten weiblichen Personen kamen, noch ehe sie in die Gräber versenkt werden konnten, wieder zum

Bewußtsein und wurden sämtlich zu Zeugen des lebendigen Gottes.

Die Erste war eine alte Heidenfrau. Als sie zum Leben zurückgekommen war, begehrte sie sogleich, daß der ihr bekannte Gemeindevorsteher Daniel Nqubuka kommen solle, um mit ihr zu beten. Der kam dann auch, las ihr aus dem neuen Testament vor und sprach ihr zu, bis sie nach mehreren Stunden ihre Augen nun wirklich im Tode schloß.

Die zweite war eine jüngere Heidenfrau, die Schwiegertochter des alten Häuptlings Umbalo. Ihr Mann, einer der Vornehmsten in seinem Volke, war einst selbst soweit gewesen, daß er in den Taufunterricht treten wollte. Aber da gab der alte Umbalo ihm 3 junge Weiber auf einmal und bezahlte den üblichen Kaufpreis an Vieh für dieselben, sodaß der junge Mann Gott den Herrn wieder vergaß. Nun starb diese Frau, die der Mann sich später hinzugenommen hatte, an der Seuche. Als sie aber begraben werden sollte, stellten sich auf's Neue Lebenszeichen ein, und die Kaffern lösten die Stricke, mit denen die Frau schon zusammengebunden war. Sie erzählte nun ihren Anverwandten einen Traum, den sie in ihrem Starrkrampfe gehabt hätte. Sie habe zwei Haufen Menschen gesehen, die einen schwarz, die anderen weiß. Die Schwarzen hätten gesagt, sie müsse sterben, die Weißen aber, sie solle noch leben. Darum wolle sie nun nichts mehr von den Heiden und ihrer Medizin wissen, sondern man solle zu mir schicken, damit ich ihr Medizin gebe und mit ihr bete. Leider konnte ich nicht hingehen, denn meine Frau lag schwerkrank darnieder, da sie auch von dem verseuchten Wasser genossen hatte, und ich hatte Niemand, der sie pflegen konnte. So sandte ich den tüchtigen Gemeindeältesten Johannes Mokwena, einen ehemaligen Burensklaven aus dem Betschuanenstamme der Bakwena, zu der Kranken, um ihr meine leibliche und vor Allem geistliche Medizin zu bringen. Vierzehn Tage hat Johannes die Frau täglich besucht; die Medizin half nichts

mehr, aber Gottes Wort half, sodaß sie schließlich im Frieden heimgehen konnte.

Durch diese Vorfälle wurden die Heiden sehr aus ihrer Sicherheit aufgeweckt. Mir begegnete in der Zeit eine junge Heidenfrau, die offen sagte: „Wir haben bisher nicht an Gott geglaubt, aber nun, da die Toten wiederkommen und es uns sagen, müssen wir glauben, daß es einen Gott gibt." —

Am meisten erregte sie die Wiederbelebung eines jungen Mädchens in der Nähe des Häuptlings Ußibamu, mit Namen Ngunu. Auch dieses Mädchen wurde schon für tot angesehen, aber es war ihr Glück, daß sie gegen Abend nach der Meinung der Kaffern starb, sodaß man sie erst am Morgen begraben wollte. Gegen Morgen aber gab sie wieder Lebenszeichen von sich, und als man sie etwas belebt hatte, forderte sie, man solle alle ihre Gespielen — die Kaffermädchen sind gern zusammen — rufen und einen Christen, Namens Stefanus Mxolwane, der in der Nähe des Häuptlings wohnte. Als diese versammelt waren, erzählte sie ihnen, sie habe ein Gesicht gesehen. Sie habe den Herrn auf seinem Stuhle sitzen sehen und er habe ihr gesagt, daß ihre Zeit noch nicht gekommen sei. Sie solle vielmehr in die Welt zurückkehren und den Christen sagen, daß sie sich bekehren sollten und nicht saufen und Zauberei wie die Heiden treiben.

Stefanus kam dann zu mir, und ich sandte zunächst dem kranken Mädchen Medizin. Sie wurde bald gesünder, sodaß sie nach 2 Wochen mit ihren Freundinnen zur Kirche kommen konnte. Da fragte ich sie, ob sie sich nun bekehren und gläubig werden wolle. Sie antwortete: „Ja, wenn ich wieder ganz gesund werde." — Das klang noch ganz nach Heidentrotz, aber sie brachte es so unsicher heraus, daß ich merkte, daß es ihr nur an der nötigen Belehrung fehlte, ihr Herz aber innerlich tief erschüttert sei. Ich ermahnte sie dann, die Gnade Gottes zu suchen, der sie wieder in's Leben zurückgerufen habe, und das hatte auch den Erfolg,

daß sie nach kurzer Zeit zu mir schickte und um 3 Lesebücher bat, für sich und zwei ihrer Freundinnen, die mit ihr bei Stefanus lesen lernen wollten. Ihre Genesung schritt fort, sodaß sie hin und wieder den Taufunterricht besuchen konnte, aber nach einigen Monaten wurde ihre Krankheit noch einmal recht gefährlich. Da ritt ich an einem Sonntage hin, weil sie mich hatte bitten lassen, mit ihr zu beten. Ich fand die Hütte ihres Vaters Kalele voll Mädchen und Frauen, und Ngunu saß in ihrer Mitte in einem langen Kleide, das sie sich genäht hatte. Die Männer aus der Nachbarschaft waren auch gekommen, aber sie saßen draußen beim Biertopf und kamen nicht ohne Weiteres hinein. Als ich ihnen aber zuredete, kamen sie ganz gern; sie schämten sich nur vor einander, ungenötigt hineinzugehen, waren aber neugierig, was ich zu der Geschichte sagen würde. Ich legte ihnen dann, so gut ich konnte, die Geschichte vom verlorenen Sohne aus, indem ich darauf hinwies, daß sie es seien, die von den Trübern der Schweine sich sättigen müßten, weil sie von Gott weggegangen seien, daß der aber ihnen Krankheit und Tod sende, um sie dadurch in sein Vaterhaus zurückzurufen. — Die Männer wiederholten mir nachher sehr gut, was ich gesagt, und meinten auch, daß sie Ngunu, die Gott selbst gerufen habe, nicht am Glauben hindern würden.

Ngunu wurde später getauft und ist heute auf der Missionsstation an einen jungen Christen, Namens Elias Nkata, verheiratet. Durch sie bekehrte sich die älteste Tochter des Stefanus Mxolwane, die noch ungetauft war, und besuchte mit mehreren Kindern aus der Gegend die Schule auf der Missionsstation. Von jetzt ab ließen mehr Heiden als früher ihre Kinder zur Schule gehen, da ihre Herzen in der Zeit der Not weicher geworden waren. Freilich waren die Kinder jetzt auch leichter zu entbehren, weil nur wenig Vieh zum Hüten von der Seuche übrig geblieben war. Der gute Schulbesuch der Heidenkinder war für mich eine um so größere Freude, als ich selbst die Schule hielt.

hinten Alletha (S. 59.) vorn Makuleka (S. 37.) hinten Judith (S. 43.) hinten Elias, später Mann der Ngunu (S. 35.) David, Lehrer bei Miss. Neizel.

Schule in Emangweni 1893.

Ich hatte, als ich nach Emangweni kam, einen Lehrer dort vorgefunden. Derselbe mußte aber weggehen, da zu der Zeit nur wenige Kinder die Schule besuchten und die Regierung deswegen den bis dahin geleisteten Hülfszuschuß nicht mehr zahlte, sodaß ich nun die Schule allein halten mußte. Das ist für einen jungen Missionar recht nützlich und ich lernte die Kaffern durch die Arbeit an den ja noch immer weichen und bildsamen Kinderherzen besser verstehen, als nur durch die Arbeit an Erwachsenen. Nun gesellten sich zu den wenigen vorhandenen Kindern eine ganze Anzahl Heidenkinder hinzu, zum Teil unter merkwürdigen Umständen. So kam im Jahre 1898 ein junger, schon verlobter Heide, mit Namen Umkuso, mit seinen beiden kleineren Schwestern Noschi und Nogane. Sein jüngerer Bruder Makuleka besuchte schon länger die Schule, aber nun wollte er auch nicht mehr zurückbleiben. Die schwere Zeit hatte ihn an das Vermächtnis seines verstorbenen Vaters erinnert. Der war dem Reiche Gottes nicht fern gewesen, fürchtete sich aber, seine Weiber zu entlassen, weil die Heiden mitunter Männer, die das tun, heimlich durch Gift umbringen. Auf seinem Sterbebette war ihm Gott jedoch gnädig, sodaß er anfing, Gottes Gnade zu preisen und die Umstehenden, besonders seine Kinder, zur Bekehrung zu ermahnen. Er sprach so lange und anhaltend, daß der anwesende Johannes Mokwena, den ich vorher erwähnte, den Sterbenden ermahnte, sich doch zu schonen. Nun zeigte sich die gute Frucht seiner Bekehrung an seinen Kindern. Umkuso setzte sich unter die Schulkinder und lernte, daß es eine Freude war. Drei von den Geschwistern wurden später getauft; Nogane starb, ehe sie soweit war, wurde aber christlich beerdigt.

Dann kamen kurz nachher, als noch die Seuche im Lande herrschte, 4 junge Mädchen von 15—17 Jahren auf einmal zu mir, um Christen zu werden und die Schule zu besuchen. Sie waren von 4 verschiedenen Kraalen, wie man die kleinen, meist nur von einer Familie bewohnten Ansiedelungen der Kaffern nennt. Auf dem Wege zur Kirche hatten sie sich

näher kennen gelernt und sich schließlich verabredet, gemeinsam in den Unterricht zu treten. Das ist sehr nötig, denn ein alleinstehendes Mädchen wird gewöhnlich so lange von ihren Verwandten bearbeitet, bis sie müde wird. Die älteste, Nomiyasan, hatte es am Besten. Sie war nach dem Tode ihres Vaters unter Vormundschaft ihres Onkels gekommen. Der, selbst noch Heide, stand aber dem Reiche Gottes nicht fern. Er hatte öfter bei Missionar Neizel und mir gearbeitet und so das Missionshaus kennen gelernt. Er kaufte seinem Mündel selbst Zeug zum nähen von Kleidern und brachte sie mir dann in's Haus, damit sie, wie er sagte, bei meiner Frau arbeite; auf diese Weise konnte niemand sie quälen. An einem der nächsten Tage erschien dann die zweite, Ngane, und sagte, sie wolle Christin werden, fürchte sich aber vor ihren Verwandten und wolle daher bei uns bleiben. Ihre Eltern waren aber selbst durch die Zeichen der Zeit so dem Glauben geneigt geworden, daß sie sie nicht nur nicht hinderten, sondern auch ihren beiden kleineren Brüdern erlaubten, sie zur Schule zu begleiten. Der eine von diesen starb schon nach einem Jahre, setzte aber die Heiden sehr in Erstaunen, als er in seiner Krankheit all die geistlichen Lieder und Choräle sang, die er in der Schule gelernt hatte. Der zurückgebliebene Bruder, Nomangele, war recht begabt und auch dankbar für den Unterricht, den ich ihm erteilte. Er ging, als er getauft war, nach Johannesburg in die Goldgruben auf Arbeit. Noch im vorigen Jahre schickte er von dort meinem kleinen Sohne eine Ansichtspostkarte mit dem Bilde der Königin von England, um ihn zu erfreuen. Als er gehört, daß die Karte angekommen war, schrieb er in einem Briefe Folgendes: „Lieber kleiner Knabe Carl Pauli! Ich sage Dir, ich freue mich sehr, daß Du die Karte bekommen hast und es Dir noch gut geht, und daß Ihr Alle noch in der Gnade des Herrn steht. Ich frage Dich, Lehrer, wie es Dir geht und der Missis und der Anna? Ich habe mich sehr gefreut, als ich hörte, daß Du wieder einmal nach Emangweni zum

Besuch gekommen bist durch die Gnade des Herrn. Auch mir geht es noch gut, aber ich bin betrübt, Lehrer, in meiner Seele durch einen Traum. Ich träumte in einer Nacht, ich stand an einem Fenster und sah Menschen, die kämpften, und es war Krieg im Lande. Für das, was ich durch die Gnade des Herrn empfangen habe, danke ich wirklich sehr und bitte, daß er die Gemeinden in seiner Gnade befestige. Es möge die Gemeinde aufwachen und fleißig sein, wie der Vogel, der in das Licht des Morgens hineinschaut." — Ein anderes Mal endet er seinen Brief mit den Worten: „Sei stark, Lehrer, sei stark, die Erntezeit kommt. Du wirst Dich freuen, wenn Du hinweggenommen wirst und ruhen kannst." — Auch Peteni, das vierte jener Mädchen, die sich verabredet hatten, zu glauben, hatte nicht viel zu leiden. Ihr Vater war selbst einmal in seiner Jugend bei Missionar Reizel in der Schule gewesen, aber von seinem Vater gewaltsam entfernt worden; er bewahrte nun seine Tochter vor gleichem Schicksal. Die Dritte jedoch, Nosilwane, die auch zu uns geflüchtet war, wurde geraubt, als meine Frau sie zu einem Christen geschickt hatte, um dort etwas Kafferkorn auf einem Stein zu mahlen. Ihr heidnischer Bruder lauerte ihr am Wege auf und schleppte sie nach Hause. Ich ging gleich hinterher und sprach mit den Eltern, noch ehe sie, wie sonst öfter geschah, das Mädchen aus der Gegend wegbringen konnten. Die Worte des heidnischen Vaters beschämten mich zwar sehr, denn er sagte: „Wir wollen unsere Tochter, wenn sie glauben will, nicht hindern; auch wissen wir, daß sie in Deinem Hause und unter den Gläubigen nichts Böses lernt. Aber wir fürchten, daß sie, wenn sie getauft ist, zu den Weißen in den Städten laufen wird, und die sind nicht wie Du." — Leider hatte der Mann nur zu sehr Recht. Er gab mir aber doch seine Tochter noch für einige Zeit in's Haus, und ihr Bruder, der erst so böse gewesen war, ist auch später Christ geworden. — Niemals wieder habe ich solche treue Freundschaft bei den Kaffern gesehen, wie unter diesen 4 Mädchen. Sie lernten auf das

Eifrigste, und ich konnte sie alle nach einem Jahre taufen, zusammen mit einem Jüngling.

Auch die Christengemeinde wurde in jener Zeit der Not und des Segens erweckt. Da erzählte mir die alte Rachel, eine ehemalige Sklavin der Buren, wie sie einst in schwerer Krankheit den Lebensfürsten gefunden habe. Sie hatte schon von ihren Herren, als sie mit ihrem ungläubigen Manne Valentin noch auf der Burenfarm wohnte, Gottes Wort gehört und gebetet. Sie wollte gern zu Missionar Neizel nach Emangweni ziehen, aber ihr Mann erlaubte es nicht. Erst als dieser gestorben war, zog die Witwe mit den Kindern zu Neizel und wurde dort getauft. Bekehrt hatte sie sich aber schon bei den Buren. Sie war, so erzählte sie, im Fluß, um die Wäsche ihrer Herren zu waschen. Da kam plötzlich ein Gewitter herauf, sodaß sie bis auf die Haut durchnäßt wurde. Sie ging mit der Wäsche nach Hause, und da sie sich nicht umzog, erkältete sie sich und bekam Lungenentzündung. Als die Krankheit nachließ, suchte sie inbrünstig den, der vom Tode erretten kann, und fand ihn. Der Herr war ihr in dieser Zeit so nahe, sagte die Alte zu mir, daß sie am liebsten gestorben wäre, um ganz zu ihm zu kommen. Sie könne es nicht begreifen, warum er sie noch habe leben lassen, um so viel zu leiden und Böses zu sehen. Die Frau litt nämlich seit der Krankheit an Asthma, das immer schlimmer wurde, sodaß sie oft die ganze Nacht sitzen mußte. Ich wußte es aber, warum sie Gott der Herr noch so lange hatte leiden lassen. Sie war nämlich durch ihr Leiden je länger je geduldiger geworden, und trotzdem sie kaum laufen konnte, schleppte sie sich jeden Sonntag zur Kirche, und ich freute mich immer, wenn ich ihre große Haube — die ihr ihre alte Herrin geschenkt — in der Kirche sah. Durch ihr gutes Beispiel war sie ihren 3 Kindern und der Gemeinde zum Segen und ist auch schließlich in Frieden heimgegangen.

Die Kirche wurde schon vorher von den Christen gut besucht, aber jetzt, als die Heiden auch kamen, wurden sie darin noch eifriger. Ja, sie wollten auch selbst predigen helfen

und ich konnte jeden Sonntag 4—5 Männer der Gemeinde auf die Heidenkraale zum Predigen schicken, nachdem ich sie am Sonnabend vorbereitet hatte. Der Sohn der alten Rachel, Hans mit Namen, ging oft auf einige Kraale jenseits des hinter der Station gelegenen Berges, die Emoyeni (im Winde) hießen, weil es dort oft sehr windig war. Da kamen denn einige Frauen in den Taufunterricht und schickten auch ihre Kinder in die Schule. Die eine dieser Frauen lernte so eifrig, daß sie, obgleich Mutter mehrerer Kinder, nach wenigen Monaten fehlerlos und fließend lesen konnte. Wenn meine Frau einmal nicht recht wohl war, suchte sie dieselbe in der Schlafstube auf, damit sie mit ihr lesen sollte. Diese Frau war zuerst durch leibliche Hülfe angeregt worden. Ihr Sohn litt an Skropheln, und sie kam zu mir, um von mir Medizin zu erbitten. Als der Knabe dadurch besser wurde, kam die Mutter auch zur Kirche. —

Da war auch ein 14 jähriges Mädchen, Vangile, auf Emoyeni. Die wollte auch gern zur Schule kommen, aber ihr Vater war bereits gestorben, und ihr älterer Bruder wollte ihr nicht erlaubeu, sich taufen zu lassen. Sie ging aber doch heimlich mit den anderen Kindern in die Schule. Als ihr Bruder das merkte, ging er hinterher, und als ich in der Pause die Schule verlassen hatte, holte er seine Schwester heraus. Ich sah noch, als die anderen Kinder mich riefen, wie er auf dem Wege zum Berge das Mädchen vor sich hertrieb und mit seinem Stock auf sie losschlug. Am anderen Tage aber war sie wieder da, um zu Hause am Nachmittag wieder geschlagen zu werden. So ging es einige Tage, bis Vangile zu uns floh. Da konnte ich aber sehen, daß ein junger Kaffer, der aus dem Verkauf seiner Schwester sich Vieh zum Kauf einer Frau verspricht, unbarmherziger ist als die Eltern, deren Habsucht doch an der natürlichen Elternliebe eine Schranke findet. Der junge Mann setzte mir hart zu, ich müsse das Mädchen nach Hause kommen lassen, ihre Mutter sei krank; sie sei auch nur faul, darum wolle sie zur Schule gehen. Obgleich das Mädchen Spuren

seiner Mißhandlungen an ihrem Leibe trug, wollte er mir vorlügen, er habe sie nicht geschlagen. Dabei fuchtelte er so wütend mit seinem großen Kirri (eine Art Wurfkeule) herum, daß man nicht wußte, ob er nicht im nächsten Augenblicke losschlagen würde. Als ich nicht nachgab und das Mädchen auch erklärte, nicht gehen zu wollen, drohte er, sie des Nachts aus dem Hause zu holen. Die Christen wollten deswegen bei uns wachen, was ich aber nicht zuließ. Am nächsten Tage kam der Mann zu Pferde und fand seine Schwester im Felde, wohin sie mit meiner Frau und einem anderen Mädchen gegangen war, um Gemüse zu holen. Er wollte sie gleich wieder wegschleppen, aber meine Frau stellte sich vor das Mädchen, sodaß er nicht an sie heran konnte. Er fürchtete sich doch, meine Frau anzufassen, und sagte auch, daß er nicht mit ihr kämpfen wolle; aber er sah auch, daß Johannes Mokwena, der in der Nähe im Felde arbeitete, herzueilte, als er die Szene sah. Nun ging der Mann zur Polizei und zeigte mich an, daß ich seine Schwester versteckt habe. Der englische Polizist kam und sagte mir sehr höflich, daß ich Strafe bezahlen müßte, wenn ich das Mädchen nicht wieder auslieferte. Da ich nicht in der Lage war, 400 Mark und mehr zu bezahlen, griff ich zum letzten noch übrigen Mittel. Ich rief die Gemeinde zusammen und taufte Vangile in der Kirche. Ich sehe noch, wie ihre Augen glänzten, als sie vor dem Altar saß. Dann schickte ich sie nach Hause und betete zu dem Herrn, dessen Kraft in dem Schwachen mächtig ist. Am anderen Morgen kam Elisabeth — so war sie getauft — freudestrahlend wieder und erzählte, ihr Bruder habe ihr nun erlaubt, Christin zu werden. Es war wohl eine abergläubische Scheu in der Seele des jungen Mannes vorhanden; er glaubte sein Spiel verloren zu haben, weil seine Schwester getauft war. Er dachte übrigens nicht daran, sich zu bekehren, sondern behandelte seine Schwester später noch sehr schlecht. Elisabeth besuchte dann den Konfirmandenunterricht und wurde später konfirmiert.

Auch von den Vorbergen der Drakensberge kamen Leute, um Christen zu werden. Schon kurz nach meiner Ankunft in Emangweni war von einer Burenfarm eine Frau zum Taufunterricht gekommen, die sehr eifrig war. Sie hatte einen zwei Stunden weiten Weg über die Berge, kam aber, trotzdem sie sechs Kinder hatte, zweimal und im Winter wenigstens einmal wöchentlich zum Unterricht und Sonntags zur Kirche, zu der sie auch ihren Mann und ihre Kinder mitbrachte, die nach und nach alle getauft wurden. Auch der Mann der Sofia, so war ihr Taufname, wollte gern Christ werden, denn auch in seinem Herzen hatte der Glaube Wurzel gefaßt. Er hatte aber eine zweite heidnische Frau, die ihn nicht lassen wollte, so daß er nicht zum innerlichen Durchbruch kam. Diese Sofia ruhte nicht, bis ich ihr ein Christenmädchen namens Judith, die begabt war und etwas in der Schule gelernt hatte, auf ihren Kraal schickte, um ihre und die Nachbarskinder zu unterrichten. Das Mädchen tat diese Arbeit über ein Jahr mit Treue, bis ihr Vater sie wieder nach Hause nahm.

Auch von einer noch höher, unter den höchsten Gipfeln der Drakensberge gelegenen Farm, kam ein Mann, namens Piet, und bat um Unterricht. Ich ritt jeden Mittwoch hinauf und taufte ihn später mit seinem ganzen Hause.

So wurde die Zeit der Not und Krankheit vielen Heiden zum Anfang der Bekehrung, und der treue Aelteste Johannes Mokwena sorgte mit allem Eifer dafür, daß die Leute auch in christlichem Wandel gefördert wurden. Das war oft nicht leicht. Wer sich von Jugend auf an heidnische Sünden gewöhnt hat, ist als Christ oft in großer Versuchung und fällt leicht in alte Sünden zurück. Aber alle schmerzlichen Erfahrungen, die dem Missionar in dieser Hinsicht nicht erspart bleiben, wurden durch die große Freude aufgewogen, daß ein Suchen nach Gottes Wort an so vielen Stellen im Lande angefangen hatte. An einem Sonntage sagte einmal ein alter Heide, als wir bei der Kapelle standen und hier und da ein Häuflein Christen, darunter viele

Neugetaufte auf den kahlen Bergen sichtbar wurden und herabstiegen, zu mir: „Mfundisi, sonke isintaba siyesakuwe." (Lehrer, alle Berge kommen zu dir.) — Am Weihnachtsfeste 1898, das auf einen Sonntag fiel, kamen an 500 Heiden, so daß wir unter die Bäume vor dem Missionarshause ziehen mußten, weil die Kapelle viel zu klein für die Hörer war. Als ich da nach der Predigt Johannes Mokwena aufforderte, auch zu sprechen, nahm er zum Text das Wort von der Menge der himmlischen Heerscharen, die bei der Geburt des Herrn gekommen waren, Gott wegen seiner Liebe zu den sündigen Menschen zu preisen. Er wies darauf hin, daß seit Gründung der Station niemals eine so große Menge Heiden gekommen sei, Gottes Wort zu hören, und daß sie, die Christen, die bisher nur verspottet wurden, hoffen dürften, daß nun viele kommen würden, um an Jesum zu glauben, daß sie nun aber auch doppelt die an sie gelangte Mahnung beherzigen müßten, sich zu bekehren, um nicht den Heiden den Weg zum Himmel zu verschließen."

Wie in der Todesfurcht die Leute Gottes Wort suchen lernen, zeigt noch folgende kleine Geschichte: Ein junger Heide kam zu mir und bat, ich möchte doch zu seiner Schwester kommen und ihr Medizin geben, da sie nicht zu mir kommen könne. Ich ritt hin und fand ein menschliches Wesen, Haut und Knochen, unter einem Pfirsichbaum neben der Hütte sitzen und sich mit der Hand die Fliegen von dem gänzlich vereiterten linken Knie wegscheuchen. Ich fragte das etwa 17jährige Mädchen, ob sie Medizin haben wolle. „Nein," sagte sie, „mein Bruder lügt, denn er schämt sich vom Glauben zu reden. Ich weiß, daß mir keine Medizin mehr hilft, denn alle Aerzte haben meine Krankheit nicht heilen können. Ich hatte aber in meiner Krankheit ein Gesicht — ich weiß nicht, ob ich wachte oder träumte — mir war, als ob ich schon gestorben sei. Da sah ich im Jenseits zwei Frauen und fragte sie, wo denn der Weg zur Stadt Gottes sei. Sie gaben mir Bier zu trinken und zeigten in

die Ferne, da sei die Stadt Gottes. Ich konnte aber den Weg und die Stadt nicht erkennen und haben daher zu dir gesandt, damit du mich den Weg lehren sollst." — Wer war froher als ich! Ich ritt wöchentlich hin, verband ihre Wunden und unterrichtete sie in der biblischen Geschichte und im Katechismus, zeigte ihr auch Bilder aus einem biblischen Bilderbuch, um ihr meine Worte noch deutlicher zu machen. Sie lernte fleißig, und da ihre Krankheit sehr langwierig war, konnte ich sie schließlich taufen. Zur Taufe kamen meine Frau und die Schulkinder mit, die auf dem Wege Lieder sangen, so daß sich bald viele Heiden anschlossen und die Taufe schließlich vor vielen Personen stattfand und die arme Maria, so taufte ich sie, doch auch einmal einen Begriff von der Gemeinschaft der Gläubigen hatte. Das heilige Abendmahl konnte ich ihr auch noch reichen, aber schließlich drang der Eiter in den Leib, und sie mußte sterben; ihr Ende war aber leicht. Ihr heidnischer Vater war auch krank und hörte mitunter meiner Unterweisung zu, weil er nicht mehr fort konnte. Aber er wollte nichts vom Glauben wissen, und als ich ihn vor seinem Ende ermahnte, seiner Tochter Weg zu betreten, lachte er und drehte sich nach der Wand um.

Mitunter werden aber auch die verhärteten Sünder noch in der Todesstunde weich. Da war dicht bei der Missionsstation der Kraal eines heidnischen Zauberdoktors. Dessen Neffe wollte durchaus nicht, daß seine Schwester Christin würde. Er bewachte sie wie eine Gefangene, und wenn sie wegging, begleitete er sie mit seinem Kirri. Nur einmal gelang es dem Mädchen in den Taufunterricht zu kommen. Da wurde der junge Mensch durch seine Ausschweifungen todkrank. Er sandte in seiner Sterbensnot zu mir, denn sein Trotz war gebrochen. Sein Onkel, der Doktor, kam selbst und holte mich. Da lag der Arme, der vergebens gegen den Stachel gelöckt hatte, in den Armen zweier Männer, die ihn hielten. Die Augen quollen aus den Höhlen und der blutige Schaum von den Lippen. Ich

kniete nieder und las ihm aus der Offenbarung Johannes vor von den Vielen, die aus allen Völkern und Sprachen gekommen sind und ihre Kleider helle gewaschen haben im Blute des Lammes. Dann betete ich lange mit ihm. Aber so lange ich bei ihm kniete, hielt er meinen Arm krampfhaft umklammert, und seine Lippen stammelten Dankesworte, so daß ich das richtige Bild des reuigen Schächers vor mir hatte.

Ich mußte Emangweni eines asthmatischen Leidens wegen verlassen und nach dem freier und höher gelegenen Hoffenthal ziehen. Aber auch dort mußte ich erleben, daß oft erst Krankheit und schwere Erfahrungen, ja die Furcht des Todes bei denen, die schon etwas von Gottes Wort begriffen hatten, der Anlaß zur Bekehrung wurden.

In der Nähe der Missionsstation, die recht inmitten der Amangwanekaffern liegt, wohnte ein Heide Mandchla (Kraft) geheißen, der vier Frauen hatte. Als er starb, ließen sich drei seiner Witwen taufen und schickten ihre Kinder zur Schule. Nur ein Knabe, der schwache Füße hatte, konnte nicht mit seinen Brüdern zur Schule gehen. Er lernte aber von ihnen, was sie ihm zu Hause beibrachten, sodaß er nicht unwissend war. Nach einiger Zeit artete sein Leiden in Wassersucht aus, und der Junge mußte sterben. Nun wollte er doch wenigstens nicht ungetauft sterben. Sein heidnischer Onkel kam zu mir und sagte: „Lehrer, komm, der Junge kann nicht sterben, ehe du ihn taufst; er wollte sich schon zu dir hertragen lassen.“ Da es Abend war, ging ich erst am anderen Morgen hin und fand, daß der Kranke schon dem Ende nahe war. In der Nacht hatte er aus unserem Gesangbuche noch Gesänge gesungen, schließlich aber waren es nur noch wirre Töne. Jetzt lag er still da mit dem Kopfe auf dem Schooße seiner Mutter. Der Leib war bis zum Herzen geschwollen und die Augen rot. Als ihm seine Mutter sagte, daß ich gekommen sei, ihn zu taufen, rief er: „Ngi lungissele, mame (mache mich zurecht, Mutter!)“ — Mir wollte er dann seinen Wunsch äußern, aber er konnte nicht

Im Hintergrunde die Drakensberge. Mont aux sources, der Berg, auf dem die Tugela entspringt.

Kraal des Mandchla bei Hoffenthal.

mehr Worte finden, er stieß nur immer mit letzter Kraft heraus: „Mfundisi, ngi tscho kuwe!“ (Lehrer, ich rede zu dir!) — Das war ein Zeugnis von der Kraft des Glaubens, das auch die anwesenden heidnischen Verwandten, die nach ihrer Sitte gerufen waren, erschütterte. Ich taufte den Knaben dann Lazarus und mußte ihn zwei Tage später begraben.

Als der Häuptling Uncwadi die Christen um Hoffenthal unterdrückte, wie ich erzählt habe, war nur ein Mann in der Gemeinde, der ihm Trotz bot. Es war sein Vetter Somanyongwane, der in Kimberley, als er dort in den Diamantgruben gearbeitet hatte, zum Glauben gekommen war. Er bekam von der schweren Arbeit das Nervenfieber und suchte und fand den Herrn in der Nähe des Todes. Als er nach Hause kam, ließ er sich durch den Missionar Johannes Posselt taufen. Dieser Mann nahm auf Uncwadis Verbot, die Predigtgehülfen aufzunehmen, keine Rücksicht, sondern ließ einen Helfer, der auf dem kleinen Stationslande wohnte, auf seinem Kraal predigen. Uncwadi und die Heiden fürchteten den Mann und wagten ihm nichts zu tun, denn er bekam von Zeit zu Zeit seit seiner Krankheit Anfälle von geistiger Störung. Es wurde ihm, wie er mir sagte, schwarz vor den Augen, und er lief hinaus in das Freie, sodaß die Leute ihn binden mußten, damit er nicht in die Felsen fiele. Da er auf alle Befehle Uncwadis nicht achtete, kam der Unterhäuptling Udili öfter mit einem großen Sambock (Nilpferdpeitsche) und prügelte die zahlreich versammelten Heiden auseinander. Sie verbargen sich aber in der Nähe, und sobald Udili weg war, kamen sie wieder zusammen und lernten den Katechismus, lasen aus der Fibel und sangen unsere schönen in die Sulusprache übersetzten Choräle und geistlichen Lieder. Als Uncwadi gestorben war, meldeten sich sofort mehrere Heiden von dort zum Taufunterricht. Obgleich Unyanda, wie erwähnt, auch ein Feind des Glaubens war, hatte er doch die Macht nicht, wie Uncwadi, und wurde darum nicht so gefürchtet. Udili war wütend, daß er den Glauben nicht unterdrücken konnte, und als Somanyongwane

einmal eine Reise machen mußte, drohte er seiner Frau, Unyanda würde kommen und ihr Haus anzünden, sodaß die Frau aus Furcht zu Verwandten nach Emangweni floh. Als aber ihr Mann zurückkam, mußte Udili abbitten, denn jener drohte ihn bei der Regierung anzuzeigen. So konnten wir seit Uncwadis Tode wieder mehr unter den Amangwane predigen, und der junge Missionar Eichbauer, der ein Jahr lang bei mir in Hoffenthal war, machte unter ihnen seine ersten Predigtversuche bei Somanyongwane, der leider bald nachher starb, sowie bei dem Gemeindeältesten Salomo, dem Erstling von Hoffenthal, der mitten unter den Heiden etwa $^3/_4$ Stunden von der Missionsstation wohnte.

Auf einer deutschen, einem Herrn Wilhelm Zunckel gehörigen Farm, die an die Lokation der Amangwane grenzt, wurde auch eine alte blinde Frau durch die Nähe des Todes zum Herrn geführt. Die Frau war schon lange blind gewesen und war infolge ihres Gebrechens mitunter recht zänkisch und unleidlich. Da wurde sie in ihrem Alter schwer krank, und alle Medizinen der Heiden halfen nichts. In dieser Zeit sah sie des Nachts im Traum einen großen herrlichen Mann über sich schweben, der sie ansah. Auch sah sie einen Engel am Wege sitzen, der sie fragte: „Weißt du, durch wen du krank bist?“ (Es ist ja stets die Sorge der Kaffern, den Zauberer herauszubekommen, der die Krankheit verschuldet, weil dann nach ihrer Meinung Hoffnung auf Genesung ist.) Sie antwortete dem Engel: „Ich weiß es nicht.“ Darauf sagte der Engel: „Der, welcher über dir schwebt, weiß es und läßt dir sagen: Laß die Medizin eurer Aerzte und iß von dem Mais, den die weißen Leute gepflanzt haben.“ — Durch diesen Traum bewogen, ließ die Frau alle Medizin sein, aß nur noch Maisbrei und wurde wieder gesund. — Den Mann, den die Frau im Traume gesehen, hielt sie für den Herrn Jesum und wollte nun unterrichtet und getauft sein. Sie war beim Unterricht sehr eifrig und behielt auch viel von dem, was ich ihr sagte, ja, sie schob die Taufe möglichst hinaus, indem sie sagte, sie wolle recht lange

unterrichtet sein, da sie ja nicht mehr lesen könne; ich würde vielleicht nach der Taufe nicht mehr so oft wiederkommen. Ich taufte sie schließlich auf den Namen Eva. Sie führte in ihrer Weise ein inniges Glaubensleben, und manches ihrer Worte zeigte das. So sagte sie einmal zu mir: „Der Herr verläßt mich, kommt aber immer wieder." — Zu gern hätte sie einmal die Gemeinde in der Kirche singen hören, aber sie konnte nicht mehr so weit über den Berg gehen. Zu Missionar Eichbauer, der sie auch besuchte, sagte sie: „Ich bin gestorben, aber Jesus lebt in mir. Hier auf Erden kann ich nichts sehen, aber bald darf ich die Engel Gottes schauen." — Seit ihrer Bekehrung war sie recht sanft und geduldig geworden.

Der Tod ist oft auch dann ein gewaltiger Prediger, wenn fromme Christen sterben, und die Heiden fühlen, daß solch ein Ende doch etwas Erstrebenswertes sei. Eine solche Wirkung ging von dem Tode des Gemeindeältesten Petrus, des schon erwähnten Halbbruders des Häuptlings Uncwadi, aus. Auch er hatte als Heidenjüngling sich durch übermäßiges Biertrinken seine Gesundheit untergraben. Als er sich dann bekehrte, hatte er aber dem Missionar Glöckner, dem Gründer der Missionsstation Hoffenthal, durch seinen Wandel je länger je mehr Freude gemacht. Glöckner hatte ihn daher schließlich mit Zustimmung der Gemeinde zum Aeltesten gemacht. Petrus starb kurz nach meiner Ankunft in Hoffenthal. Ich konnte noch mit ihm beten und ihm das heilige Abendmahl geben. Dabei sagte er mir, daß er sich ganz in die Hand des Herrn gegeben habe und den Tod nicht fürchte. Da ich verreisen mußte, war ich bei seinem Tode nicht gegenwärtig, und der andere Aelteste Salomo, dessen Schwester er geheiratet, beerdigte ihn. Seine Witwe Luise erzählte mir aber von seinem Sterben. Er bat vor seinem Ende die anwesenden Christen das Lied: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'" zu singen und sang selbst noch leise mit — und als es zu Ende ging, faßte er die Hand seiner Frau und sagte: „Oeffnet, öffnet," und starb so ohne Zeichen von Schmerz.

Mitten unter den Amangwane in einem Tale des Drakengebirges, das nach seiner Gestalt den wunderlichen Namen Embiseni (im Topfe) führt, wohnt ein Völkchen Swasikaffern, denen die Engländer hier einen Wohnsitz gegeben haben. Ihr Häuptling Makwalele hatte den Missionar Glöckner bei der Gründung der Station sehr unterstützt, und auch sein Sohn Charlie (die Heiden geben sich mitunter auch englische Namen) war dem Worte Gottes nicht abhold. Die dort getauften Männer waren auf die Station oder mehr in Gegenden, in denen sie ihrem Glauben besser leben konnten, gezogen, und nur einige an Heiden verheiratete christliche Frauen mußten unter den Heiden aushalten. Charlies Schwester, Agnes getauft, klagte mir öfter mit Tränen, wie die Christen von den Heiden verspottet würden. Da war aber eine unter ihnen, Johanna mit Taufnamen, die den Heiden Achtung abnötigte, was mir besonders bei ihrem Tode deutlich wurde. Diese Frau hatte aber auch eine Charakterstärke, wie man sie unter den Kaffern selten findet. So trank sie niemals von dem berauschenden Kafferbier, das auch für die Christen öfter verderblich ist. Auch durch Fleiß und Verträglichkeit zeichnete sich die Frau aus. Als sie einst in Hoffenthal zum heiligen Abendmahle war, fiel ihr ältestes Kind, das der Großmutter anvertraut geblieben, ins Feuer und verbrannte. Nun hatten die Heiden etwas zu spotten, denn sie hatte es ihrem heidnischen Manne abgewonnen, daß ihre beiden Kinder getauft werden konnten. Als ich sie fragte, ob sie der Tod ihres Kindes unter solchen Umständen nicht im Glauben erschüttere, sagte die Johanna: „Mein Kind ist Jesu Eigentum gewesen, darum trauere ich nicht zu sehr, denn ich weiß, es ist zu ihm heimgegangen.“ — Da rief sie der Herr selbst heim. An einem heißen Tage um die Weihnachtszeit des Jahres 1902 war die Frau mit anderen Kafferfrauen beschäftigt, eine Hütte zu bauen. Sie saß oben auf der Hütte, nähte das Gras fest. Dabei scheint sie einen Sonnenstich bekommen zu haben, denn es wurde ihr schwindlig, und

sie klagte über Angst. Da sie aber am nächsten Tage zur Kirche gehen wollte, machte sie noch alle ihre Hausarbeit fertig, bis die Sonne unterging. Da rief der Herr sie in der Nacht in eine schönere Kirche, als die kleine grasgedeckte Kirche von Hoffenthal ist. Ihr Mann erwachte in der Nacht von ihrem Stöhnen, und als er Licht machte, lag seine Frau schon tot da mit ihrem kleinen Kinde im Arm; der Schlag hatte sie gerührt. Meine Frau ging auf Charlies Nachricht am Sonntag Morgen mit einigen Kaffermädchen hin, und ich ritt nach der Kirche auch hin. Wie sehr wunderte ich mich da über die aufrichtige Trauer der Heiden um diese Christin! Der Häuptling saß mit allen seinen Männern — die Frau hatte auf seinem Kraal gewohnt — in seinem Versammlungsraum und sprach mir seine Trauer über den Verlust aus, den sie durch den Tod der Frau erlitten hätten. Ihr Mann war untröstlich und sagte: „Wo werde ich wieder eine solche Frau herbekommen! Ich habe garnicht gewußt, daß ich eine Frau hatte, denn sie zankte nie mit mir! — Eine junge Christenfrau, der Johanna oft bei der Arbeit geholfen, damit sie zur Kirche kommen könne, war am untröstlichsten. „Nun werden mich die Heiden zum Abfall bringen," rief sie unter Tränen, „da Johanna tot ist, die mich immer mit zur Kirche genommen hat." — „Sie werden es nicht tun," sagte ich, „der, welcher in ihr mächtig war, wird auch dir nun doppelt helfen." — Und so kam es, denn von der Zeit kamen einige Heidenfrauen mit zur Kirche, so daß die junge Christin sich nicht mehr zu fürchten brauchte. — Charlie ließ es sich nicht nehmen, der Verstorbenen einen schönen Sarg zimmern zu lassen, obschon solcher in dem holzarmen Natal recht teuer ist. Ich ließ die Leiche dann auf der Ochsenkarre nach der Station bringen, wo sie auf dem schönen hochgelegenen Kirchhof begraben wurde. Alle Heiden kamen mit und hörten still und ohne Klagegeschrei meiner Rede zu, als ich über den Spruch sprach: „Mein Ende werde wie dieser Ende!" (4. Moses 23, 10.) — Nachher wollten sie der Verstorbenen noch Kleider und Hausgeräte mit ins Grab geben,

aber sie ließen es sich gefallen, als ich ihnen sagte, daß Johanna im Jenseits keine irdischen Kleider mehr brauche, sondern mit dem Rocke der Gerechtigkeit Jesu bekleidet sei, der wie die Sonne leuchte.

Wenn aber die Furcht Gottes erst feste Wurzeln im Herzen gefaßt hat, überwindet sie auch die Furcht vor dem Haß der Heiden. Dies zeigt die folgende Geschichte:

In der Nähe von Hoffenthal war ein Kraal der Familie Djlalisa (deutsch: spielen machen). Ein Mädchen aus dieser Familie, mit Namen Jubele, war schon unter meinem Vorgänger in Hoffenthal, dem Missionar Streit, im Taufunterricht gewesen. Da schleppten aber ihre Verwandten sie zu allen Vergnügungen mit, so daß sie den Heiland wieder vergaß, freilich mehr aus Furcht vor ihren heidnischen Angehörigen als nur aus Weltlust. Die Wildheit der heidnischen Kaffermädchen geht ja soweit, daß sie alle Jahre nach der Ernte Wettkämpfe veranstalten. Bei Hoffenthal wurden dieselben von der ältesten Tochter Uncwadis, die die eine Partei anführte, und der Tochter Unyandas, welche die andere Partei anführte, geleitet. Wochenlang wurde dazu des Abends in den Kafferkornfeldern, wo sie die Vögel scheuchen müssen, geübt, denn die Siegerin gilt unter den Mädchen als die Königin. Wenn dann der Wettkampf stattfinden sollte, schmückten sie sich wie zum Tanze. Sie borgten sich von ihren Brüdern deren kleine, 1½ Fuß lange Jagdschilde und ihre Kirris, hingen sich ihre mit Glasperlen bestickten blauen Tanzumhänge um, banden sich Messingringe an Arme und Beine und strichen Gesicht und Beine bis zum Knie weiß an. Die Anführerinnen fochten nicht selbst, sondern wurden von dazu bestimmten Adjutantinnen mit deren Schilden geschützt, um besser das Ganze leiten zu können. Der Wettkampf selbst ist dann eine richtige Schlacht zwischen den Mädchen, wobei oft Glieder zerbrochen werden, ja mitunter Tote liegen bleiben. Die Heiden verspotten daher die gläubig gewordenen Mädchen, daß sie nur Christen würden, weil sie

zu feige wären, mitzukämpfen. Die Jubele aber, von der ich erzähle, kam wieder zum Glauben. Sie berichtete mir später, daß sie die auf der Station befindliche Glocke wieder zum Herrn zurückgebracht habe. Jedes Mal, wenn die schöne, weithinhallende Glocke zur Kirche rief, habe eine Stimme in ihr gesprochen, daß sie wieder zur Kirche kommen müsse. Sie ging dann auch wieder und wieder hin und nähte sich auch heimlich Kleider. Als der heidnische Vater das merkte, verbrannte er die Kleider und jagte seine Tochter aus dem Hause. Nach einigen Tagen kam sie wieder, und der Alte glaubte, sie würde nun vom Glauben lassen. Als aber am Sonntag die Glocke erschallte, war die Stimme Gottes doch mächtiger, als die Angst vor dem Vater, und sie ging wieder in die Kirche. Als sie nach Hause kam, wurde der Alte wütend, nahm seinen Spieß und wollte sie durchstechen. Da floh das Mädchen aus dem Hause, und der Alte lief wütend mit seinem Spieß hinterher. Draußen aber kamen drei Frauen des Weges, eine Christin und zwei Heiden. Den Kafferfrauen fehlt es, wie eben gesehen, nicht an Mut. Die Christenfrau warf sich dem Wütenden in den Weg und hielt ihn fest, und die Heidenfrauen halfen ihr, ihm den Spieß wegnehmen. Das Mädchen kam zitternd zu uns und blieb einige Tage in unserem Hause, bis der Alte ihre Geschwister schickte und sagen ließ, sie solle nur wiederkommen, er sei nun überwunden. — Jubele lernte im Taufunterricht auch recht hübsch lesen. Als das ihre jüngeren Brüder sahen, erkannten auch sie die Ueberlegenheit der Christen und begehrten ebenfalls Unterricht.

Dies zeigt, daß auch in Hoffenthal bei der Jugend der Trieb nach Unterricht vorhanden war, und darum hatte die Schule eine gute Einwirkung auf die Heiden. Der schon erwähnte Lehrer Albert war ein tüchtiger Mensch, dem man die Kinder anvertrauen konnte. Freilich muß auch der Missionar sich darum kümmern und dem Lehrer helfen, besonders im Religionsunterricht. Als Missionar Eichbauer ein Jahr lang in Hoffenthal war, nahm er mir diese Arbeit möglichst ab.

Daß die Kinder auch etwas Gutes in der Schule lernen, geht aus dem nachfolgenden Briefe eines Schulmädchens hervor, die jetzt ein Lehrerinnenseminar besucht, wie wir sie ja auch schon in Natal haben. Es schickte mir nämlich ein befreundeter Pastor Briefe von seinen Konfirmanden an die meinigen, um durch die Antworten der meinigen bei seinen Schulkindern etwas Interesse für die Mission zu erwecken. Ich teile den erwähnten Brief hier in der Uebersetzung mit: „Meine liebe Freundin! Wir danken Euch für Eure Güte, daß Ihr an uns geschrieben habt. Wir haben die Briefe empfangen, die Ihr uns geschrieben habt, und freuen uns sehr und danken Euch, daß Ihr an uns denkt, die wir unter Heiden wohnen. Wir müssen auch für die Gnade Gottes danken, daß das Evangelium auch zu uns gekommen ist; darum danken wir auch Euch, die Ihr für uns betet, damit das Evangelium auch zu denen kommen möge, die noch nicht glauben. Jesus sagt: „Es sind noch andere Schafe, die nicht aus diesem Stalle sind, ich werde sie zusammenbringen, damit eine Herde sei.“ Diese Schafe sind die Heiden. Ich grüße Euch alle sehr; Gott segne Euch, damit es Euch gut gehe! — Wir, die wir hier den Unterricht besuchen, sind acht Mädchen und sieben Knaben. Die Gnade des Herrn sei immer mit Euch; ich grüße auch Dich (die diesen Brief empfängt). Wir hoffen, daß wir einander sehen werden. — Ich bin Deine Freundin.“ — Not und Tod müssen nach Gottes Willen den verfinsterten Heidenseelen den Weg zum Leben finden helfen. Davon noch ein letztes Beispiel: Umbutumane war ein Mann von etwa 50 Jahren, ein Unterhäuptling Uncwadis, und unterdrückte wie sein Herr die Christen. Da ergriff ihn ein schweres Leberleiden, und kein Kafferdoktor noch weißer Arzt konnte helfen. Während seiner Krankheit hörte er, daß der alte Missionar Zunckel von Emmaus, der älteren Nachbarstation von Hoffenthal, im Sterben läge. Da machte sich der Kranke auf, den Sterbenden, seinen ehemaligen Lehrer, noch einmal zu grüßen. Umbutumane war ja in seiner Jugend, als seine Eltern bei

Emmaus gewohnt hatten, bei dem alten Missionar eine Zeit lang im Schulunterricht gewesen. Was er da gehört und was sein frommer Vetter David Xaba ihm noch später öfter gesagt, hatte in seiner Seele jetzt in der Krankheit Wurzel gefaßt. Auch hatte ihn Davids kurz vorher erfolgter Tod erschüttert, der im Sterben zu seinen um ihn klagenden Verwandten gesagt hatte: „Klagt nicht über mich, klagt über Euch, daß Ihr noch in diesem bösen Leben bleiben müßt, wo Euch der Teufel noch fällen kann; ich aber fühle schon das ewige Leben in meinem Herzen." — Umbutumane fand den alten Missionar noch am Leben und der sagte ihm noch einmal Gottes Wort und mahnte ihn zur Bekehrung. — Als Umbutumane nach Hause kam, fand er keine Ruhe mehr in seinen Sünden. Die Christen wollten zwar von ihm, der ihnen öfter die Tür gewiesen, nichts wissen und mieden sein Haus; als aber einst einer von ihnen zufällig hinkam, bat Umbutumane um christlichen Unterricht. Der Christ sagte mir, daß der Unterhäuptling es aufrichtig meine, und so machte ich mich auf, ihn zu sehen. Wie freute ich mich, einen reuigen Sünder zu finden. „Ich weiß, daß ich den Tod verdient habe," sagte Umbutumane, „denn ich habe mein Herz gegen Gottes Wort verhärtet." — Er war zum Skelett abgemagert, aber infolge seiner Mäßigkeit — er aß fast nur saure Milch — lebte er noch einige Monate, so daß ich ihn, der einen regen Verstand hatte, öfter unterrichten konnte. Als ich eines Tages wieder zu ihm ritt, kam mir im Wege schon seine Tochter entgegen und sagte, ich solle nur schnell kommen, ihr Vater liege im Sterben. Sein ältester Sohn hatte an diesem Tage Hochzeit, und die Aufregung im Hause bei den Vorbereitungen dazu hatten den Kranken so angegriffen, daß er am Hochzeitmorgen dem Tode nahe schien. Dennoch wurde nach Kafferart der Hochzeitstanz getanzt, der nur bei wirklichen Todesfällen unterbrochen wird. Mehr als 500 Menschen waren bei dem Kraal versammelt, und die Zahl der Tanzenden mehrte sich noch immer, da die Gäste von allen Seiten herbeiströmten.

Die jungen Mädchen und Frauen, mit Glasperlen über und über behangen und mit weißer Erde bemalt, standen in einem großer Chor und tanzten im Takte nach einem eintönigen Gesange, ohne dabei ihre Stelle zu verlassen. Die ebenfalls geschmückten Männer und Jünglinge umtanzten diesen Frauenchor in weitem Bogen und schwenkten dabei unter grotesken Sprüngen ihre Stöcke. Ich ging in die Hütte zu dem alten Mann, der mir seinen Wunsch, noch vor seinem Ende getauft zu werden, sogleich mitteilte. Er ließ seine Söhne und Töchter der Reihe nach rufen und erklärte einem Jeden, daß er nun für seine Seele sorgen und sich dem Heiland übergeben wolle, um in Frieden sterben zu können. Ich freute mich, daß ihn alle seine Kinder in Ehren hielten und einige sogar ihre Freude über seinen Entschluß äußerten, denn unter den Söhnen war schon der eine getauft und ein anderer angeregt, und diese beteten öfter mit ihm. — Es war beweglich, wie mir der Kranke Wort für Wort das Glaubensbekenntnis und die Taufformel nachsprach, seine Sünden noch einmal bekannte und nach der Taufe, während der er gehalten werden mußte, friedlich dalag. Umbutumane lebte noch 6 Wochen und hatte noch schwere innere Kämpfe in seinem jungen Glauben zu bestehen. Als ich am Weihnachtsheiligabend 1903 mit den Schulkindern die Kirche in Hoffenthal schmückte, kam einer seiner Söhne und meldete mir, daß sein Vater soeben gestorben sei. Sein letztes Wort war: „Gott streitet um mich." — Wir dürfen hoffen, daß er ihm auch zum Siege über den Teufel verholfen hat. — Als ich am Morgen des Weihnachtstages hinritt, ihn zu beerdigen, war kein Heide gekommen, um den Klagegesang anzustimmen. Still und traurig saßen die Seinigen da und hörten mir zu, als ich sie ermahnte, recht bald das Heil ihrer Seele zu bedenken. Die Söhne hatten einen Sarg gezimmert, um ihren Vater als Christen bestatten zu können.

Es war leichter, auf den zahlreich von Kaffern bewohnten Farmen der Weißen um Hoffenthal herum Christ

zu werden, als in der Lokation der Amangwane. Eine Farm, Rookdale, hatten sich Christen unserer lutherischen Kirche und einige Wesleyaner selbst gekauft. Es war ehemaliges Kronland, für welches sie 20 Jahre lang jährlich 5% des Preises abzahlen mußten. Dazu war Fleiß nötig, denn das Land ist in Natal nicht mehr billig, und die Kaffern ernteten nicht so viel, daß sie davon das Land bezahlen konnten. Sie mußten in Johannesburg oder einer anderen Stadt Geld durch schwere Arbeit verdienen und damit das Land bezahlen. Einer der Rookdaler Christen, der an einem Herzfehler litt, hatte sich durch Säcketragen eine schwere Herzkrankheit zugezogen. Er hieß Simon und war von der amerikanischen Mission getauft, aber in Rookdale zu uns übergetreten. Man brachte ihn aus Johannesburg herunter, und zu Hause wurde seine Krankheit sehr schnell tödlich. Er war ein stiller Mann und bereitete sich in Ergebenheit auf seinen Tod. Als ich ihm endlich das heilige Abendmahl reichte, konnte er kaum mehr sprechen. Doch sah ich, daß er plötzlich dem vor ihm sitzenden Abraham Stryt, dem Gemeindevorsteher, die Hand drückte. Als ich ihm dann das Sündenbekenntnis vorlas und ihn fragte, ob er auch seine Sünde bekenne, nahm er alle Kraft zusammen — die Augen waren schon gläsern — und sagte zum Erstaunen aller ganz laut: „Yebo" „Jawohl." — Das war sein letztes Wort, denn obgleich er noch einen Tag lebte, konnte er nichts mehr sprechen. Er hatte — wie es bei dieser Krankheit zu sein pflegt — einen fürchterlichen Todeskampf, aber ein stilles Ende. Und doch, trotz des schweren Kampfes im Leibe, hatte der arme Kaffer das volle Bewußtsein, erlöst zu sein! Wie anders, als dieser Simon starb ein armer Heidenjüngling, der auch von zu schwerem andauernden Tragen herzkrank wurde und schließlich am ganzen Kopfe aufschwoll. In welcher Angst fand ich den Armen, und doch konnte ich ihm nicht mehr Gottes Wort sagen, denn er konnte nicht mehr zuhören vor fürchterlichen Schmerzen und mußte so ohne Trost sterben.

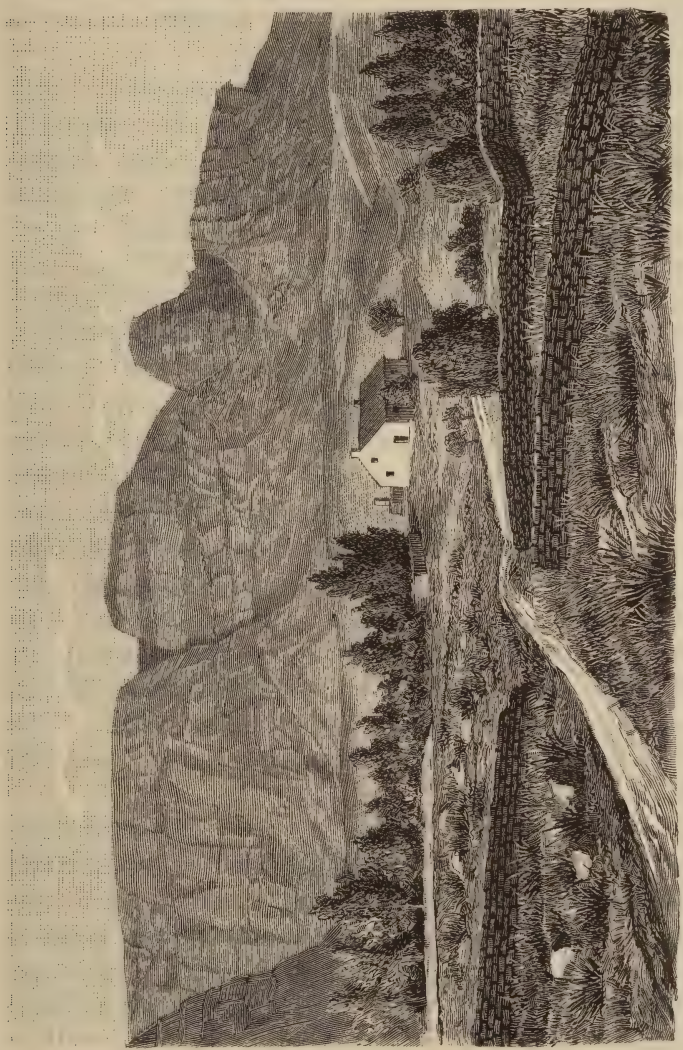
In Rookdale war auch der alte Bambini, ein Onkel des Häuptlings Uncwadi, wohnhaft. Er war noch im Alter in den Taufunterricht getreten und machte mir durch seine kindlichen Antworten Freude. Einmal sagte er: „Lehrer, ich habe die Welt gesehen und kennen gelernt, aber ich habe gefunden, daß nur Eines gut ist, nämlich Gottes Wort.“ — Bambini konnte auch schließlich getauft werden, denn er hatte seine heidnischen Frauen verlassen und wohnte nur mit einer, ebenfalls getauften Frau in Rookdale.

Die kleine Gemeinde in Rookdale war auch eifrig in Bezug auf ihre kirchlichen Pflichten. Als vor einigen Jahren eine Gemeinde aus Schlesien den Christen in Rookdale, die selbst eine Kapelle gebaut hatten, dazu eine alte Glocke schenkte, bezahlten sie die Fracht bis an Ort und Stelle. Vor kurzem ließen sie mir durch den Missionar Pakendorf, der jetzt während meines Urlaubs in Hoffenthal ist, sagen, ich solle ihnen aus Deutschland Abendmahlsgeräte mitbringen, sie wollten dieselben bezahlen. In ihrer kleinen Schule, die Regierungszuschuß empfing, unterrichtete lange die Tochter des schon erwähnten Gemeindevorstehers Abraham Stryt, Alletha, die sich auch auf dem Bilde der Schulkinder von Emangweni befindet. Als diese sich durch das Unterrichten zu sehr angestrengt hatte und erkrankte, war erst ihre Schwester eine Zeit lang und dann ein tüchtiges Mädchen aus Bethanien, einer Außenstation von Emmaus, dort Lehrerin; die letztere ist es noch. Es gibt unter den christlichen Kafferfrauen und Mädchen manche, die recht geschickt sind und alle häuslichen Arbeiten, auch Schneidern, verstehen. Ebenso sind auch die Männer nicht ungeschickt. Viele Christen haben hübsche Häuser und Anlagen von Bäumen und Obst, manche selbst Blumen bei ihren Häusern. Auch in Handwerken sind sie oft geschickt. In Rookdale lebte ein Maurer, der viel von den Weißen in der Gegend zu Bauarbeiten gesucht wurde. Auch in Tischlerei und Schuhmacherei leisteten etliche etwas Gutes.

Ich kann diese Schilderung der Entstehung christlichen

Lebens unter den Sulus nicht schließen, ohne noch der weißen Missionsfreunde zu gedenken, die ich auch in Hoffenthal gefunden habe. Von den um Emangweni lebenden Buren habe ich schon erzählt, wie ihre ehemaligen Sklaven von ihnen Gott fürchten gelernt hatten, sodaß sie später auf der Missionsstation mit die besten Christen wurden. Aber auch um Hoffenthal herum waren fast alle Farmer Missionsfreunde. Wie in ihren Herzen eine Liebe zum Herrn und seinem Werke wohnt, das erfuhr ich vor 2 Jahren bei einem Kapellenbau. Nordwestlich von Hoffenthal bilden die hohen Drakensberge einen Winkel, den die Buren nach einem früher dort wohnhaften Buren Olivier's Hoek (Winkel) genannt haben. Jetzt wohnen in dieser Gegend mehrere Weiße, aber auch gegen 1000 Kaffern, die Reste des früher zahlreichen Volksstammes der Amasise, den die Horden der Sulukönige beinahe ausgerottet haben. Sie haben dort eine kleine Lokation unter ihrem Häuptling Mnyamana. In jener Gegend hatten wir schon länger gepredigt und auch einige Leute getauft. Einer von diesen, mit Namen Mose Miya, ein Verwandter des Häuptlings, ging zu einem dort wohnenden Herrn van der Riet, einem Neffen und Adoptivsohne des alten Missionars Glöckner, in dessen Hause er erzogen war. Mose sagte zu ihm: „Du bist der Sohn eines Lehrers, Du mußt uns helfen, daß wir hier eine ordentliche Kapelle bekommen, damit nicht mehr in den elenden Grashütten gepredigt werden muß." Van der Riet ließ sich das nicht zweimal sagen. Er sammelte Geld für die Missionskapelle bei den deutschen und anderen Farmern der Gegend. Ein Herr Traugott Zunckel, Sohn des erwähnten Missionars Zunckel von Emmaus, gab 100 Mark und auf einer kleinen Farm, die er in Oliviers Hoek besitzt, einen Platz, wo die Kapelle stehen sollte. Sein Bruder Carl gab auch 100 Mark, und so ging es fort, bis über 800 Mark gesammelt waren. Herr van der Riet nahm die Bauarbeit auf sich, und als die Kapelle in Oliviers Hoek fertig war, schenkte ein Freund des Missionars Glöckner aus der Hafenstadt Durban eine

kleine Glocke für die Kapelle. Bei der Einweihungsfeier im Februar 1904 kam Missionar Glöckner selbst von Christianen-



Burenfarm bei Olivier's Hoek.

burg herauf, um als Missionssuperintendent die Kapelle einzuweihen, die mit ihren weißen Mauern und blankem

Wellblechdach weit ins Land hinein zu sehen ist. Als ich jetzt auf meiner Reise nach Deutschland in Rummelsburg in Pommern auf einem Missionsfest um eine größere Glocke für die neue Kapelle bat, schenkte mir diese Gemeinde eine für sie zu klein gewordene Glocke.

Ich konnte auch einen ehemaligen Lehrer aus Hoffenthal bei der neuen Kapelle anstellen, der mir noch hierher nach Deutschland über den guten Fortgang der Arbeit berichtete. Aus seinem Briefe füge ich einige Stellen bei. Er schreibt: „Hier in meiner Schule habe ich 16 Kinder, und 11 Erwachsene besuchen den Taufunterricht. Ich freute mich, als ich 3 Jünglinge sah, die zu mir kamen und um Unterricht baten. Ich sagte zu ihnen: „Warum wollt Ihr unterrichtet werden?" Sie sagten: „Wir wollen nur das Buch lernen, damit wir es verstehen." Da sagte ich: „Euer Lernen hat keine Grundlage, denn Ihr sucht damit noch Nichts, Ihr sucht damit noch nicht den Herrn Jesum. Wenn ich Euch unterrichtete, kann mein Unterricht Euch nichts nutzen, denn er geht nicht von einer Grundlage aus." An einem anderen Sonntage tadelte ich die Leute, Männer und Jünglinge, wegen ihres Unglaubens, und daß sie nicht in den Unterricht träten. Als die Kirche aus war, kamen jene 3 Jünglinge zu mir und sagten: „Wir sehen, daß Du recht hast, daß unser Lernen keine Grundlage hat, wenn es nicht aus dem Glauben stammt;" und sagten dann: „wir bitten um den Taufunterricht." —

Dieser Lehrer hat nur zu sehr recht, aber leider lernen viele Kaffern erst von dem Lehrer mit den hohlen Augen und der Hippe die Grundlage suchen, außer der es keine für uns arme Sünder gibt, die Grundlage des Glaubens an den Sünderheiland. Es war noch in Tschive in Maschonaland, wo ich, wie schon erzählt, kurze Zeit als junger Missionar tätig war. Ich hatte eben zu predigen begonnen und freute mich, daß die Leute mich zu verstehen anfingen. An einem Sonntage hatte ich mich gemüht, den in Maschonaland wohnenden Vakalanga von dem breiten und schmalen Wege

zu predigen und dieses Gleichnis etwas klar zu machen. Nach der Predigt wandte ich mich an einen freundlichen, immer aufmerksamen Mann und fragte ihn, was ich gepredigt habe. Da erwiderte er: „Du hast von dem breiten Wege geredet, der zum Leben führt!" — Ich freute mich zwar, daß er doch etliche Worte behalten hatte, wenn er auch das Gegenteil von dem verstanden hatte, was ich hatte sagen wollen. Aber so denken die Kaffern, ob Bakalanga oder Sulus: der breite Weg soll sie zum Leben führen, und wenn Gott der Herr ihnen nicht handgreiflich durch Not und Tod den Weg enge macht, würden sich wohl nur wenige von ihnen bekehren. In der Not, wenn sie an den Gräbern der Ihren klagen, als die keine Hoffnung haben, muß sich erst der Stachel des göttlichen Wortes in ihre Seelen senken, daß sie sich von der kurzen Lust der Welt bekehren und dann mit uns, die wir ihnen den Heiland verkündet haben, bekennen lernen:

Ich habe nun den Grund gefunden,
Der meinen Anker ewig hält:
Wo anders als in Jesu Wunden?
Da lag er vor der Zeit der Welt,
Der Grund, der unbeweglich steht,
Wenn Erd' und Himmel untergeht.

Buchdruckerei Gutenberg
(Fr. Zilleſſen)
Berlin C. 19, Wallſtr. 17/18.

Buchhandlung der
Berliner ev. Missionsgesellschaft in Berlin.

BERLINER BUCHBINDEREI WUBBEN & Co G.m.b.H. BERLIN S.W. 48.